Das kleine Logbuch

von

Otto Flake



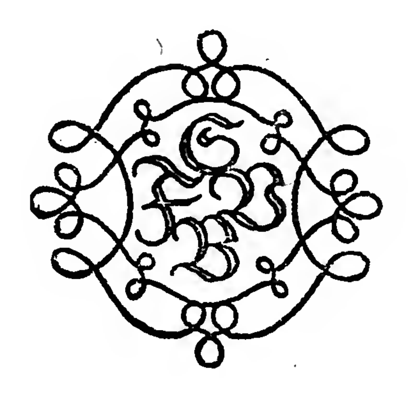
S. Fischer, Verlag
Berlin

Fischers Bibliothek
zeitgenössischer Romane



Otto Flake

Das kleine Logbuch



S. Fischer, Verlag, Berlin

[1921?]

Im ersten Monat

I

Mitte August wurde in Straßburg erzählt, daß die Franzosen über Saarburg gedrungen und in Pfalzburg erschienen waren. Die Zeitungen schwiegen. Dann begann man von einer Schlacht zu sprechen. Wer vor die Tore ging, vernahm bei gutem Wind fernes Gewittergrollen; da es ununterbrochen und regelmäßig war, konnte es nur der Donner der Geschütze sein.

Es hieß, die Franzosen griffen an, und diesen Durchbruch zwischen Metz und Straßburg nahm man ernster als vorher den Einfall ins Oberelsaß — das war ein Stoß, der schon ins Herz Deutschlands zielte. Gelang es, ihn aufzuhalten, fragten die einen, ihn durchzuführen die andren.

In dieser Ungewißheit reiste ich mit meinem Freund nach N., das am Ausgang der lothringischen Vogesen lag, kaum zwanzig Kilometer von Pfalzburg entfernt. Dort hatte ein Straßburger Professor das Etappenlazarett übernommen, und mein Freund sollte im Nachbardorf ein Nebenlazarett einrichten; ich spielte die Rolle seines Gehilfen. Er war Medizinstudent, ich nicht, weder er noch ich wußten, wie Kopfverbände angelegt werden, aber wir übten sie gegenseitig an uns selbst und hielten vor den Bauernfrauen ruhig einen Kursus ab.

Wir fuhren mit einem Militärzug, doch er hielt dann nicht in N. Erst kurz vor Zabern konnten wir aussteigen, und nun hieß es sich selbst weiterhelfen. Am Ende bewogen wir einen Bauer, sein letztes Pferd vor ein Wägelchen zu spannen. Es wurde ein Brett übergelegt, und wenn sich einer von uns neben den Bauer setzte, war ein Platz frei. Es fand sich auch ein Mädchen, das froh war, seinen guten Staat, den es nach Art des Volks zur Reise angelegt hatte, vor dem Staub der Landstraße zu schützen.

So fuhren wir in den elsässischen Abend, den ersten Hügeln entgegen.

Zwischen Obstbäumen und Pappeln lagen graue Dächer. Es war die Gegend des Bastbergs, auf dem einst Goethe stand und das Elsaß schön und reich wie einen Garten fand. Von ihm führte ein natürlicher Gedankengang zu der schicksalbestimmenden Schlacht zurück, die man fast vergessen hatte.

Wie, wenn plötzlich fliehende Reiter auftauchten, Deutsche, und hinter ihnen die wilde Jagd der Zerstörung? Man glaubte es nicht, aber es war ja auch nicht unmöglich.

Und nun empfand man die verhaltne Stille der Landschaft, ihr angstvolles Lauschen, in der ihre Milde und Fruchtbarkeit starben, als ob sie nie gewesen wären.

Das erste Dorf öffnete sich. Der Kirchturm trug eine Lazarettfahne, seine Glocke schlug sieben, aber sie läutete nicht wie sonst den Abend ein. Es war gut, in dieser Stille ein paar lebende Wesen zu sehn, Menschen, die über die Straße gingen, Hühner, die auf dem Mist kratzten. Kläglich rollte der Wagen einher.

Da plötzlich hinter uns ein Tuten. Wir bogen aus, ein Auto flog heran.

Vornen, wie Galeonen des gepanzerten Bugs, Kopf und Gewehrlauf aus einem Stück, Ohr nur Verbindungsstelle, zwei Soldaten, hinten der Professor.

Er war ein junger Mann, braunwallendes Haar flog hinter ihm, lag auf dem Wind. In der Hand schwang er einen französischen Kürassierhelm, gelbgleißenden mit der schwarzen Strähne, der seit den Zeiten des Kaisers unverändert geblieben ist, als seien hundert Jahre nur ein Tag gewesen.

Er schwang ihn und schrie, sich zu uns zurückwendend, die Mähne des Haars stand nun seitwärts: „Vom Schlachtfeld aufgehoben, Sieg!"

Mit einem Schlag war die Welt verändert. Die Straße füllte sich mit Menschen, einander aus den Häusern rufenden; die Kamine rauchten, der Abend war voll Wärme; durch die Luft strich der Flügelschlag des Geschehns.

2

Wir baten den Professor, uns aufs Schlachtfeld mitzunehmen. Er schwankte, sprach vom Anblick der Leichen, die in der Augustsonne verwesten — wir wollten ihn haben. Seine Frau kam zur Hilfe; sie schauerte im voraus, aber sie sagte, daß es für später, wenn die Hetzer die Schönheit des Kriegs priesen, gut sein werde, Wirklichkeit gesehn zu haben.

Wir stiegen ein und saßen, nun auch wir, hinter den aufgesetzten Flintenläufen der Schützen. Der Motor stieß einen Strahl auf die Erde, Stier der Apokalypse, der senkrecht durch eherne Nüstern schnaubt. Um den Hügel rennend prallte er auf die Schlange, hielt bäumend an: die Kolonne der gefangnen Franzosen, erste, die ich sah.

Die Gesichter waren schmal und klug. Mein Blick kreuzte sich freimaurerhaft mit dem eines Korporals, der den jungen Vollbart trug, und ich wußte, wer sie waren: Geistige, vielleicht Studenten aus Nancy, meinesgleichen. Fern Haß oder auch nur Abneigung. Nicht Fremdheit, nur Brudergefühl.

Auf dem Hügel stand ein Forsthaus. Unter dem Schild mit dem Adler traten die eingehauinen Buchstaben der französischen Zeit hervor. Der Förster bot gebranntes Himbeerwasser, es war rein wie das eines Diamanten. Er war Elsässer, trug gleich dem französischen Student einen Vollbart, andersgeschnittnen, den rotflatternden deutscher Jäger. Er hatte den Zauber des Walds erlebt, unfranzösisches Erlebnis.

Danach schossen wir zu Tal, ganz hinab, um Pfalzburg zu erreichen. Denn das war das Besondre seiner Lage, daß es sich mitten im Gebirge aus der Tiefe erhob, Wellen der Hügel sein Glacis.

Nähe des Kriegs wurde sichtbar, Posten hielten an, zerbrochne Wagen lagen, erster Geruch kam her, Kadaver eines Pferds sammelte Gas, es begann die letzte Anfahrt vor dem Tor von Pfalzburg. Das Tor war aus französischer Zeit, die sich als Fortsetzung der Größe Roms gab: antike Panzer und Helme waren Ornament auf Reliefpilastern.

Pfalzburgs Platz trug keinen Baum, nur das Denkmal eines der Generäle Napoleons, die wieder Bauern wurden, nachdem sie Heros geworden waren, wie sie Bauernsöhne gewesen waren, bevor der Korse sie durch Europa führte. Nach Pfalzburg hatten sich ihrer viele zurückgezogen, sie kamen im Kaffeehaus zusammen, als seien sie Notare, aber einmal im Jahr feierten sie das kriegerische Mahl.

Auf dem Denkmal stand Ulm, nun schlossen es die Wagen der bayrischen Munitionskolonne ein, Geschichte war eine Folge von Ausgleichen. Eine halbe Stunde später, längst wieder im Tal, drangen wir in ein Gehölz, das inmitten sommerlicher Landschaft Oase des Winters war; zerfetzte Äste trugen kein Laub mehr.

Wir kamen mit den Soldaten und Bauern an, die die Toten bestatten sollten. Es waren Franzosen, sie lagen so ungezwungen und zufällig, wie der Tod sie zerstreute. Aber den einen hatte das Geschoß aufgehoben und auf den Stumpf eines Asts geschleudert, er stand gespießt über uns. Er schwebte in der Luft — die Würmer waren nicht weniger geschäftig als an den Liegenden.

Ein junger Soldat, der eine Brille trug, faßte ihn an den Beinen, ein Bauer half aus den Ästen nach; dieser sagte nur: Pfui Teufel, aber der mit der Brille wandte sich plötzlich ab und erbrach sich. Der Professor führte ihn zur Seite, gab ihm eine Zigarre. Da legte er sich hin und sprudelte, als ruhe er auf dem Operationstisch, alles hervor:

„Es ist entsetzlich. Ich möchte nur eines wissen: Sagen Sie mir, woher kommen die Würmer? Sie müssen im Menschen sein. Morgens marschiere ich mit meinem Kamerad, er fällt — am Nachmittag ist er schon mit diesen fürchterlichen Maden bedeckt. Alles, sterben und töten, aber nicht die Würmer. Ich habe eine Braut, ich mag ihr nicht mehr schreiben, ich kann sie nie mehr sehn, ich müßte ja, wenn ich neben ihr säße, immer nur denken: hat sie das auch in sich, diese geheime Verwesung?"

Der Professor antwortete:

„Melden Sie sich krank, erholen Sie sich, es ist nichts zu machen."

Ende August fuhr ich zum erstenmal wieder nach Altdeutschland oder, einfacher gesagt, über den Rhein.

Noch lag die Lähmung über dem Land, und daß nur ein Schnellzug am Tag von Freiburg herauf nach Frankfurt ging, machte größren Eindruck, als wenn keiner gegangen wäre.

Man stand lange in Appenweier, der Zug kam nicht. Er lädt Verwundete aus, hieß es. O wie geduldig war man damals und wie dankbar, daß man überhaupt noch reisen konnte. Wartezeit ließ sich vertreiben, es bot sich zunächst der Ausblick aufs freie Land, in der Morgensonne glühendes. Dort unten sind alle Bahnhöfe, militärisch ersonnen, Durchgangsbahnhöfe. Auf der unbeirrbar geraden Linie des Schienenstrangs, der den Rhein begleitet, ist von Zeit zu Zeit ein Stück überdacht, und dieses Stück über Zementperronen ist eine Station. Aber so groß sie auch ist, immer liegt sie wie auf freiem Feld, dessen Winde durch sie streichen und den Geruch von Heu bringen.

Danach konnte man sich den Eisenbahnwagen auf den Nebengeleisen zuwenden. Sie waren voller Zeichnungen und Inschriften, mit den Gesängen die ersten spontanen Äußrungen der ausziehenden Truppen. Oder es ließ sich eine politische Betrachtung anstellen; ein rangierender Zug bestand aus weißgrauen Waggons, deren jeder die Inschrift trug: Getreidetransport der Schweizer Bundesregierung. Sie fuhren von Mannheim nach Basel, und es war kein Staatsgeheimnis, denn jeder konnte es sehn. Aber nicht jeder billigte es, Patriotismus war Freibrief für Habsucht und Egoismus.

Da kam der Zug, die hochbusige Maschine verdunkelte den Himmel, stieß in den Bogen der Einfahrt, füllte ihn aus.

Ich fand Platz zwischen ein paar Soldaten und zwei Damen. Die Damen trugen zwei Merkmale: ihr Gebiß und an der Brust ein Fähnchen. Das Gebiß war das Allgemeinere, es war angelsächsisch, und danach hätten sie Engländerinnen sein können; das Fähnchen war das Besondere, danach waren sie Amerikanerinnen.

Die eine war alt, die andre jung. Daß die Alte ihrer Umgebung keinen Blick schenkte, weder den Menschen noch der Landschaft, wäre mir nicht aufgefallen, aber die Junge machte es ebenso; ihre schmalen Lippen waren so fest geschlossen, daß die Lippen nicht einmal aus einem Strich bestanden, sie waren nicht mehr da.

So saßen sie bis Heidelberg. Hier stiegen sie aus, offenbar um an den Rhein und von da zu einem der Züge an der holländischen Grenze zu gelangen, die damals die Amerikaner sammelten. Ich stellte mich ans Fenster, sah ihnen nach.

Sie stürzten sich, und es war ein wenig megärenhaft, auf einen Schaffner — er warf die Hände in die Höhe und eilte weiter. Sie kreuzten über den Bahnsteig hin und her, niemand fand Zeit für sie, alle hatten mit dem Ausladen der Verwundeten zu tun. Schließlich blieben sie vor meinem Fenster neben ihren Koffern, die die Schilder von Schweizer Hotels trugen, wie stoische Indianerinnen stehn.

Als ich mich zum Fenster hinausbeugte, sah ich ein ergreifendes Bild. Am hintersten Wagen hatte man angefangen, Bahren auf den Bahnsteig zu stellen, und schon war man bis an meinen Wagen gekommen. So standen sie hintereinander, und auf jeder lag, eingehüllt und verbunden, ein Soldat.

Der letzte war ein Offizier, und ihn stellte man den Amerikanerinnen vor die Füße. Sie mußten ihn anblicken, aber sie taten es nicht. Das war seltsam. Als der

Zug schon weiterfuhr, erhaschte ich noch einen Blick auf den Mund der Jüngren. Er hatte sich verändert, er trug den Ausdruck einer unendlichen Härte, er war verzerrt in Ablehnung.

Das beschäftigte mich, und ich begann nachzugrübeln. Woher dieses krampfhafte Übersehn, so daß man fühlte: sie wartet nur auf den Augenblick, wo sie die deutsche Grenze hinter sich hatte und aufatmete?

Sicher würde sie dann zu sprechen beginnen und sicher häßliche Worte des Widerwillens. Warum? Die deutschen Soldaten hatten ihr nichts getan, sie kam ja aus der Schweiz; vom Krieg konnte sie nur durch die Zeitungen gehört haben.

Und als ich an dieser Stelle angelangt war, dämmerte mir die Wahrheit. Sie hatte von den entsetzlichen Beschuldigungen gelesen, die das Ausland gegen die Deutschen erhob.

Es war aber so, daß mir selber die Tatsache dieser Beschuldigungen jetzt erst zum Bewußtsein kam. Ich hatte bisher keine Zeit und auch keinen Glauben gehabt, mich damit zu beschäftigen. Es war die Zeit nach Löwen, und ich hatte das alles nicht tragisch genommen, Krieg war Krieg, und Krieg war Übertreibung, Lüge.

Nun, da ich auf die Fährte gesetzt war, grub Phantasie wie ein Spürhund die Wirklichkeit aus. Setzte man Haß des Nächsten und Hysterie als Grundtatsache der menschlichen Natur, ließ sich ermessen, bis zu welchem Grad sie sich entwickeln konnten, wenn noch ein zweiter Faktor gegeben war: Kriegszustand.

Als ich in Darmstadt ankam, hatte ich nicht mehr die naive Auffassung dessen, der da unten im letzten Winkel der Provinz gesessen hatte — ich wußte Bescheid, wie vergiftet die Welt war, und wie krank sie war.

Nachts, zwischen dem Buch des Abends und dem Bett, trete ich noch einmal auf den Balkon. Die Luft tut wohl, es ist der Wind aus den Wäldern Brabants darin. Das klingt gut, also sollte man es nicht schreiben. Ich will nur sagen, die Luft kommt aus den Wäldern her, die um Brüssel liegen, und ist frisch. Sie ist auch ruhig, tief still.

Wirklich, ist sie das? Was ist denn diese dumpfe Erschüttrung, die immer wiederkehrt? Die Schlacht an der Front ist es. Und wer so seit drei Jahren Nacht für Nacht auf den Balkon trat, konnte seit drei Jahren Nacht für Nacht die Kanonen hören.

Unfaßbarer Gedanke, Irrsinn.

Eine Episode fällt ein. Es war vor genau drei Jahren, da hielt ich mich am Bastberg auf, den man aus Goethes elsässischer Zeit kennt. Die Schlacht von Saarburg war eben geschlagen. Der Wirt, bei dem ich wohnte, trat in jeder freien Minute vors Haus, um auf den Donner zu lauschen, der von Nancy kam. Nie habe ich einen bedrückteren Menschen gesehn; monomanisch sagte er: „Jetzt ist es schon der siebente Tag, und der Donner nimmt kein Ende.“ Aus dem siebenten wurde der achte, aus dem achten der neunte Tag; am zehnten hielt er eine Steigrung des Entsetzlichen nicht mehr für möglich. Zehn Tage Mord, zehn Tage Sterben, und er rief schon die guten Geister der Menschen zu Hilfe, Einsehn zu haben und ein Ende zu machen.

Schon zehn Tage erschienen ihm Wahnsinn — aus den zehn Tagen sind zehn mal zehn mal zehn Tage geworden und noch mehr.

Hatte jener Mann nicht recht? Und wir? Wir nehmen hin, was wir für undenkbar erklärt hätten, wir lesen in

einem Brief, den wir erhalten, ganz ruhig: „Der Friede kommt noch lange nicht, die Sache muß sich schicksalhaft bis zu ihrem Ende austoben," und nicken einsichtig, weil eine Formel gefunden ist, die zu fassen scheint, was nicht zu fassen ist.

Im Krieg von 1870 sollen, beide Seiten zusammengerechnet, nicht mehr als 90 000 Menschen gefallen sein. Mit welcher Zahl müssen sie multipliziert werden, um die Toten dieser drei Jahre zu erhalten? Mitmenschen, wir wissen nicht mehr, was wir tun, wir überblicken nicht mehr, was über uns gekommen ist.

Bin ich der einzige, der dasteht und lauscht und sich empört? Nein, in diesem Augenblick, auch wenn es Schlafenszeit ist, fühlen Tausende mein Grauen. Und jeder von ihnen wird wie ich fragen: Bin ich der einzige, der es fühlt? Ach, was liegt da vor? Die Ohnmacht des einzelnen liegt vor. Und nun frage ich: Warum stehn Männer wie dieser Kerenski auf, der sich der Friedenssehnsucht entgegenstemmt, warum nicht Männer, die dem Wüten des Kriegs Halt gebieten? Warum ist es leichter, Diktator des Willens zu sein als Diktator der Milde? Warum? O Mensch, das ist eine Frage, die tiefer geht als jede andre.

Der, der den Krieg organisiert, sagt, wo die Hände anlegen müssen, sein Wort setzt die Fabriken, die elektrischen Schwingungen, die Nerven in Bewegung; aber der, der den Aufruhr der Gefühle zusammenfassen wollte — ihm bliebe nichts übrig als zu reden; sein Wille teilt sich einem Saal mit, dann ist es vorbei, und auf die Frage, was nun weiter geschehn soll, bleibt er die Antwort schuldig.

Ist niemand da, der seelische Macht über die Welt hat? Kein Herr der Geister, kein Fürst der Herzen, dessen ideelle Autorität so groß ist, daß sie der physischen gleichkäme?

Einen gibt es, vielleicht. Es ist der Papst. Und drin auf dem Tisch liegt die Zeitung, die seinen Aufruf an die Regierungen enthält. Nicht der Wilson von 1916, nicht der König von Spanien, nicht der Bund der Neutralen, nur der Papst ist der, der in allen Ländern wenigstens über einen Teil der Seelen Macht hat.

Mir war er ein vertrauter Gedanke, der Papst. Wie oft stellte ich mir vor, welcher Art seine Worte sein müßten, welcher Art sein Wille. Wem ist er untertan? Wen hat er zu fürchten?

Wie, wenn er die Größe des Moses hätte, der auf dem Berg hinter den Flammen war, wo Rücksicht wesenslos geworden ist?

Wie, wenn er Feuer redete, die Herzen von ihrer armen Pflicht entbände, den Bannstrahl wieder zu ergreifen wagte, den er zur Zeit jener Kaiser handhabte?

Ein Schrei ginge durch die Welt, die Einheit wäre da, durch ihn, der nicht scheute, Märtyrer zu werden, wenn die Italiener es wagten, sich an ihm zu vergreifen.

Ein Riesendrama träumt man in der Vorstellung, „Weltkrieg" genannt. Die Herde der Völker, die Mütter, der Zusammenprall, die Diktatur, die Sozialisten und — zuletzt, er, der Große, Stimme des Gerichts, Erzengel des Friedensschwerts, gleichsam Gott und Christ.

Ist er so, sprach er so? Erbärmlich, daß man hier Kunst zur Hilfe nehmen muß, daß nicht ein lebender Mensch so legendenhaft groß sein kann.

In den Bergen

Als noch Krieg war, besuchte ich die Muottas Mureigl, die der Eckpfeiler des großen Engadiner und des kleinen

Pontresiner Tals sind. Es war Sommer, blauer heißer, aber hinten dem Morteratschgletscher ewige Weihnachten — Landschaft vollkommen wie im Märchen.

Landschaft auch, nachzudenken über Menschen bewegende Dinge; mehr Wert ist das als, Aussicht anschwärmend, zehn Gipfel zu benennen; reist man denn um der Geographie willen? Philologie ist gut, Philosophie besser.

Liebe der Weisheit heißt Philosophie — wieviel von dem, was gedacht wird, glaubt Ihr, sei weise? Weise ist, wer großen Gedanken entschlossen die Ehre gibt. Große Gedanken sind immer einfach, beziehn sich stets auf das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, darum sagte ich: nachdenken über Menschen bewegende Dinge.

Und es bot sich Gelegenheit ganz von selbst. Ruhe der heißen Stunde ward plötzlich gestört von einer Kinderschar; Einbruch von Jugend, Lachen, Singen. Es waren Mädchen, Knaben, mit Schülermützen, ohne sie. Zuerst dachte man, eine Schweizer Klasse sei ausgeflogen, aber die Sprache war nicht schweizerisch, es war süddeutscher Dialekt, badischer. Da viele jüdische Kinder darunter waren, schloß ich auf eine Gewerbestadt, Karlsruhe oder Mannheim.

Erster Gedanke war: arme Kinder, die nun vier Jahre Entbehrung des blockierten Lands ertragen. Zweiter: wie schön, daß die Schweiz sie gastlich geladen hat und ihnen, die unschuldig sind, das Los mildert, das ihre Eltern auf sich zogen, weil sie nichts taten, um den Krieg zu vermeiden, manches, um ihn zu entfesseln, vieles um ihn so grauenhaft unerbittlich zu machen. Dritter Gedanke war der Wunsch, Einblick zu gewinnen in die Ideen dieser Kinder über den Krieg: ob er ihnen so schön erschien, wie gewiß mancher ihnen lehrte, ob sie nur sorglos waren oder doch eine Ahnung der Summe von Leid, Not, Kummer

hatten, ob nicht eins oder das andre unter ihnen einen Vergleich zog zwischen dem Zustand des neutralen Lands und der Heimat.

Vielleicht dachte der Mädchen eines schmerzlich an die Mutter, die entbehrte, der Knaben einer an den Vater, der in diesem Augenblick der Ferien statt die Luft des Gebirges Giftgas von Granaten atmete. Wäre ich ihr Lehrer gewesen, hätte ich solche Gefühle in ihnen angeregt, danach versucht, junge, schmiegsame Hirne selbst den Schluß ziehn zu lassen, etwa diesen: Menschen erduldeten das alles nicht nur, weil ihr Land sich wehren mußte, sondern auch weil niemand die Stimme erhob gegen die Grundursache: daß Krieg überhaupt möglich war. Leicht denkbar, daß man darauf gesagt hätte: Du bist ein schlechter Lehrer, untergräbst unser Stärkstes, das was wir den Willen zum Durchhalten nennen.

Darum hielt ich mich zurück, wollte nicht mit einem der Lehrer zusammenstoßen und ließ die Schar weiterziehn, schmerzlich empfindend, daß das Gute in Gedanken zu wollen, leicht ist, es den Menschen klarzumachen, schwer, weil wir scheuen, Unberufne genannt zu werden.

Berufner wäre der Lehrer gewesen, er, dem der Staat die Aufgabe übertragen hat, Hirne zu formen, Seelen zu öffnen. Bei den Lehrern mußte der Hebel angesetzt werden; wer die Jugend haben will, muß die Lehrer haben. Ihrer viele standen gewiß dem Gedanken der Menschlichkeit näher als dem niederträchtig falschen, den einmal ein Lateiner auf die arme Formel gebracht hat: willst du den Frieden, rüste den Krieg.

Aber der Lehrer war abhängig von der Schulbehörde, die Behörde vom Staat, und das alles zusammen war wie ein Kreis, in dem es nicht Ende noch Anfang gab — o Tragik der geschlossnen Systeme, die mächtiger als der einzelne sind.

Selbst wenn der Lehrer versuchte, den Kindern die Augen für das, was man pazifistische Gedanken nennt, ein wenig zu öffnen, konnte er doch das Hindernis des Lesebuchs nicht umstoßen, worin so ganz andre Dinge standen, Verherrlichung kriegerischer Taten, nicht nur solcher, die der Verteidigung des Lands gegolten hatten, weit mehr solcher, die stolz von Erobrung, Weltmachtstellung, dem geschliffnen Schwert und aller Gloria sprachen. Die den schweizer Schulbüchern geläufige Idee, daß das Heer nur zur Abwehr dasein darf, fehlte ganz. Der Geschichtsunterricht war eine Kette von Römerzügen, Raufereien; es mußte das Kind auf den Gedanken kommen, daß Krieg, wie er ewig war, ewig sein wird; nahliegende Frage, ob nicht durch Vernunft, Willen, Verabredung der Mensch diesem scheinbaren Gesetz ein Ende machen könne, war wohlweislich vermieden.

Die Kinder waren längst talwärts verschwunden, als ich selber aufbrach. Der Abend war so schön, daß ich die Zahnradbahn nicht benutzte, zu Fuß über die Berge nach Pontresina ging. Die Wege waren mir vertraut, so kam es, daß als Abschneidender endlich den Hauptpfad erreichte, er mitten in jene Kinder geriet. Sie marschierten nicht in Ordnung, waren aufgelöst wie weidende Ziegen. Sie sperrten den Weg, ich mußte bei ihnen bleiben. Nun war doch lockend, mit ihnen zu sprechen, aber nicht ich war es, der begann, ein Mädchen bat um die Zeit.

Ich gab sie, fragte: wo seid Ihr her? — Aus Mannheim. Von Mannheim las man damals jeden Tag, es war um seiner Fabriken willen ein von Fliegern heimgesuchter Ort. Erzähle ein wenig, sagte ich zu dem Mädchen. Es nahm meine Hand, erzählte, wie die nächtliche Stadt verdunkelt war, Sirenen gellten, die Mutter das Kind aus dem Bett riß, in den Keller brachte; war Zeit, schleppte

es seinerseits die Katze mit. Es war klar, dem Kind war das alles zwar kein schönes Spiel, doch eben ein Spiel, vielleicht eine der wilden männlichen Angelegenheiten, in die sich zu mischen keinen Zweck hat.

Anders der Knabe. Die männliche Angelegenheit ging ihn an, noch ein paar Jahre, dann nahm er daran teil, flog selbst, warf seinerseits Bomben ab, entschlossen, besser zu treffen als die Feinde.

Treffen Sie denn nicht? fragte ich. — Ach, nicht der Mühe wert, sagte er. Das Mädchen widersprach. Es gab Feuersbrünste, Kinderbegräbnisse, Schmerzenslager in Lazaretten, Verstümmelte, klaffende Lücke in den Häuserreihn, so häßliche Dinge.

Damit kriegen sie uns nicht unter, antwortete der Knabe, wir halten durch, wir sind viel stärker. Er sagte es hochfahrend. Die Jungen zwitschern, wie die Alten singen; es war in dem Fünfzehnjährigen schon die Betrachtungsweise der Erwachsnen, die jedes dem Feind versenkte Schiff triumphierend buchte und berechnete, wann er „mürbe" sein mußte, bei den eignen Verlusten aber sagte, sie könnten die Kraft nicht brechen. Der Feind wurde verachtet, alles bei ihm war schlecht und verlogen, alles bei der eignen Nation war groß, gut, schön; so wuchs nun dieser Junge heran, mit ihm hunderttausend andre Knaben.

Was ist, fragte ich ihn nun, nach deiner Meinung der Hauptgedanke der Lehre Christi? — Die Liebe, antwortete er. — Ja, sagte ich, aber daß du ohne Nachdenken die richtige Antwort gibst, beweist vielleicht, daß du nur ein oft gehörtes Wort wiederholst, ohne seinen Sinn zu erfassen. Was heißt Liebe? Gehe einmal davon aus, daß im Leben unzählige Menschen nebeneinander existieren, jeder seine Interessen verfolgt, fortwährend auf den Einspruch der

andren stößt — was ergibt sich aus allen diesen Zusammenstößen?

Eine große Verwirrung. — Sehr gut, das Chaos, der Kampf aller gegen alle. Was kann man dagegen tun?

Gesetze aufstellen, sagte er, ich: Gesetze der Ordnung; nimmt mir einer etwas fort, schlage ich ihn nicht mehr tot, sondern gehe zum Richter. Ein solches Ordnungsgesetz ist auch die Liebe, für die wir besser Duldung sagen. Siehst du, daß sie nicht nur eine Fordrung des Herzens ist, sondern euch eine praktische Idee? Man muß den Mitmenschen neben sich dulden.

Ja.

Dann sage mir, fuhr ich fort, warum die Menschen Krieg führen? Privatleute gehn zum Richter — warum setzen nicht auch die Völker, wenn sie Streitigkeiten haben, einen Schiedsmann ein?

Er war der Antwort auf der Spur, konnte sie nicht gleich formulieren. Ich half nach und wir stellten fest: weil die Lehre der Duldung zwar bereits für das bürgerliche Leben gilt, aber noch nicht für die Staaten; weil dieselben Menschen, die miteinander zum Richter gingen, als Völker noch beim Todschlag standen. Die Ordnung erstreckte sich also noch nicht auf alle Beziehungen der Menschen.

So redeten wir noch lang, der Knabe hatte keine Mühe, den Gedanken zu folgen, und selbst das jüngre Mädchen verstand uns. Am Abend schrieb ich einem Freund, der Lehrer war, von dem Spaziergang und fügte hinzu: Es wäre so leicht, die jungen Hirne zu formen. Man muß nur ebenso ernst und vernünftig mit ihnen reden wie mit den Erwachsnen. Sokrates hätte auch mit Knaben disputiert und im Reden die Wahrheit gesucht.

An jenem Abend schrieb er nicht weiter, denn der Blick des zufällig Aufschauenden fiel auf die noch nicht gelesne Zeitung und stieß auf den Satz:

„Die jüdischen Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren wurden geschändet und durch die Fenster auf die Straße geworfen, wo sie tot liegen blieben oder dem Pöbel in die Hände fielen."

Da legte er den Kopf auf den Tisch, konnte nicht mehr, brach zusammen. Offenbar eine Schwächlichkeit, denn er hatte vier Jahre Krieg überstanden, dessen Bilanz doch, niedrig gerechnet, fünfzehn Millionen Tote war; man hätte also auch noch die Aufnahmefähigkeit für das Pogrom in Lemberg von ihm erwarten können; zudem, was gingen den Christen die jüdischen Angelegenheiten an?

Wie kindisch, sich in Gedanken an den Redakteur der Zeitung zu wenden und mit gequältem Mund zu ihm zu sagen:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich Ihre interessanten Nachrichten aus Polen nicht mehr zu würdigen weiß, obwohl sie so abgerundet sind: achtundvierzig Stunden erlaubte man den Soldaten das Plündern, sperrte auch das Wasser zur Verhindrung von Löscharbeiten ab; am dritten Tag wurde das Standrecht verkündet und das Wasser lief wieder. Erbarmen, ich bin hysterisch geworden, daß ich solch klare Methodik nicht gleich erfasse."

Es scheint in der Tat, daß seine Nerven versagten. Zur Entschuldigung läßt sich höchstens anführen, daß er sich seit langem mit dem Problem des Terrors beschäftigte. Als er am 9. November das Extrablatt las, das die Nachricht von der deutschen Revolution in die Züricher Cafés schleuderte, hatte schon eine andre Zeitungsnotiz bewirkt,

daß der Jubel, der aufsteigen wollte, nicht zu dem Elan wurde, sofort nach Deutschland zu fahren.

Diese Notiz lautete: „Für den 10. November haben die Bolschewisten in Moskau die Bartholomäusnacht der Bourgeoisie und der Intelligenz angesagt, um mit ihren Gegnern Schluß zu machen."

So war seine erste Frage bei der Nachricht von der deutschen Revolution die: „Vollziehn sie jetzt in Rußland die Bartholomäusnacht, *weil* auch in Deutschland das Bürgertum gestürzt ist, oder vollziehn sie sie, *obwohl* ihre Ideen nun die Welt ergreifen?"

Man muß dabei wissen, daß Tage hinter ihm lagen, von denen er sich sogar mit dem Terror abgefunden hatte.

Denn da er Geistiger war, dessen Wesen es ist, Ideen radikal zu Ende zu denken, ohne Rücksicht auf Interessen oder Bequemlichkeit, hatte er die Macht erlebt, die von einer konsequent entwickelten Gedankenreihe ausgeht. Zum Beispiel hatte er sich gesagt: ich bin zwar deshalb im Krieg Pazifist und Antimilitarist geworden, weil ich nicht will, daß ein einziger Mensch tötet und getötet wird, und dieser Entschluß wäre sinnlos, wenn derselbe Mensch danach im Bürgerkrieg tötet oder getötet wird; aber ich sehe auch ein, daß Revolution ohne Diktatur unmöglich ist und daß, ebenso wie ein letzter Krieg nötig war, um den Krieg aus der Welt zu schaffen, ein letzter Terror nötig ist, um die vor der letzten sozialen Gerechtigkeit liegenden Hemmnisse zu beseitigen.

So hatte er also eine Philosophie des Bolschewismus in sich entwickelt und durchaus begriffen, daß eine Bewegung, die am Anfang die Einberufung der Konstituante sowie die Abschaffung der Todesstrafe proklamierte, am Ende des ersten Jahrs bei Noyaden, Dragonnaden und altchinesischen Foltrungen angelangt war.

Er hatte es nicht gebilligt, aber wie gesagt begriffen und sogar das Gesetz erkannt, das über allem Menschlichen waltet, ein tragisches, unabwendbares Gesetz: der Mensch erfindet, um aus dem Chaos zu kommen, Regulative wie die Liebe Christi und die Gerechtigkeit des Sozialismus, souveräne Handlung, stärkste Leistung seines Hirns — dann wird er der Idee untertänig, von ihr bis zum Ende vorangepeitscht, nicht mehr er hat die Idee, die Idee hat ihn, und um ihr zum Triumph zu verhelfen, führt er das Chaos wieder herauf, weil alles zertrümmert werden muß, was ihr widerspricht.

Einsicht in das Gesetz hatte eine Art Resignation in ihm erzeugt: die Welt ist nicht ein Aufbau materiellen Wohlseins, sondern ein Tummelplatz von Dämonen, die wir in unsrem Hirn entfesseln und, um sie göttlich zu ehren, Ideen nennen.

Das war also das Bulletin, gewissermaßen, das man am 9. November von seinem Geisteszustand hätte herausgeben können. Ein Freund von ihm, ein Dichter, der ein erschütterndes Buch gegen den Krieg geschrieben hatte, Former des Weltschreis nach Liebe, Sozialrevolutionär aus Bejahung des großen Gedankens Volk, hatte freilich schon vorausgesagt, daß seinem Genossen die Gefahr drohe, aus Sentimentalität abtrünnig zu werden.

Er wurde zunächst der Frage, ob er zurückfahren werde, dadurch enthoben, daß der schweizerische Generalstreik ausbrach und darauf die Sperrung des deutschen Zivilverkehrs eintrat. Er benutzte diese Muße, um das Problem des Terrors weiter zu durchdenken. Er kam zum Schluß:

„Ich werde fahren. Nie kann ich der Einsicht in jenes tragische Gesetz mehr ledig werden. Aber es ist feig, aus Einsicht untätig zu bleiben. Wir müssen nach Deutsch-

land und durch äußersten Aktivismus unsres Willens versuchen, ob wir nicht, neue Phase des menschlichen Geists, der Dämonie Herr werden: Radikalismus ohne Terror; Gerechtigkeit und Liebe — wie die Extreme sich vereinen lassen, ist nicht zu sagen, gleichwohl muß man, sich in die Geschehnisse hineinwerfend, glauben, es sei möglich. Es wird sich wohl unter uns eine Art Arbeitsteilung vollziehn, die eine Scheidung ist: die einen werden Fanatiker des Bolschewismus, die andren der Menschlichkeit — in der Praxis haßerfüllte Gegner, im geheimen, vielleicht nie eingestandnen Bewußtsein Brüder; wenn sie sich begegnen, tauschen sie das Lächeln, nicht der Auguren, sondern das tragische."

Mit andren Worten: es verschob sich in ihm die Auffassung von der Aufgabe der Intellektuellen in der Revolution: das Wichtigste war nicht, sich für das radikal Bürgerliche oder das extrem Sozialistische zu entscheiden, sondern über den nicht materiellen Ideen Geist, Menschlichkeit zu wachen und, erstes von allem, den Glauben an die Unsterblichkeit des Glücksgedankens so zu reinigen, daß er zu einem neuen, zähen, wissenden Optimismus wurde, der aus der Energie und dem Willen kam, jene Tragik und Dämonie nicht leugnete, ihnen das Gleichwohl, Trotzdem, Nun-erst-recht entgegensetzte — einen Optimismus, der nun seinerseits Postulat, Regulativ und Idee wurde.

Mochte der sozialrevolutionäre Dichter von ihm sagen, er habe nicht den Mut, sich der Idee auszuliefern. Er forderte den Mut, die Zügel einer Idee in der Hand zu behalten. Auslieferung seiner selbst an den Dämon mochte religiös sein — ihm war wichtiger, zu erkennen, daß Dämonen nicht Götter außerhalb des formenden Hirns, sondern Erzeugnisse des formenden Hirns sind, Diener, nicht Herren der Idee der Menschheit.

Vielleicht kam der Augenblick, wo er den Mut zum Kampf gegen die selbstgeschaffnen Dämonen beweisen mußte: wenn das, was er liebte, das Volk, den unbequemen Warner an die Mauer stellte, als ob er nur ein Bourgeois gewesen wäre.

Darüber schrieb er, als der Zufall sein Auge auf die Notiz von den geschändeten Jüdinnen fallen ließ. Tod von fünfzig dieser Mädchen war entsetzlicher als der von fünfzehn Millionen gefallner Soldaten. Krieg war Schicksal, Pogrom freier Entschluß. Jener sagte von der Not der Menschheit aus, dieses von ihrem Wesen. Wesen des Menschen hieß: Vieh, das seine Intelligenz dazu braucht, Viehischkeit zu organisieren, denkend zu schänden. Sie schleppten in Lemberg ihre eignen Weiber mit, die zuschauten, wie die Männer reihenweise über die Mädchen gingen; einer war imstand und drehte die Wasserleitung ab, wissend was er tat und was geschah. Polnisches Volk, von allen geachtet, solange es unterdrückt war, befleckte sich namenlos, als es die Macht gewann.

Als die Deutschen die Macht gehabt hatten, zerstampften sie Belgien und Nordfrankreich. Als die Finnen die Macht gehabt hatten, verkauften sie, moderne Assyrer, fünfundzwanzigtausend Volksgenossen in die masurischen Seen gegen Kali und Kohle. Als die Franzosen die Macht wiedererlangten, panzerten sie sich mit eisiger Kälte. Als die Italiener die Macht bekamen, stahlen sie das Tirol bis zum Brenner.

Der Beweise waren zu viele, es lag ein Gesetz vor: Bestie Mensch verträgt die Macht nicht. Und Einsicht in dieses Gesetz war nicht mehr tragisch wie die in jenes erste, sie war tödlich. Auch der wissendste und bewußteste Optimismus, der nicht sagt: Mensch ist gut,

sondern: Mensch sei gut, war nur Illusion, Ohnmacht, Bankrott.

Ein Ekel stieg auf, mit Worten nicht mehr zu formen, Ekel vor dem Raufen um Staatlichkeit, Gesellschaftsordnung, Gemeinschaft. Gerechtigkeit, die sie bringen wollten, war Vorwand zu Brutalität. Sei mein Bruder, oder ich schlage dir den Schädel ein, oberflächliches Witzwort, kam aus dem Tiefsten.

Was blieb? Der Revolver, letzte Handlung des anständigen Menschen, oder Proklamation des Individualismus, der Beschränkung auf den kleinen Kreis verfeinerter und schon Mensch gewordner Menschen war. Man würde ihn nicht dulden, ihn ausrotten oder aushungern, wie zu Moskau geschah. Also auch hier der Revolver. Jener General, der am Fuß des Bismarckdenkmals Hand an sich legte, jene österreichischen Offiziere, die aus dem sich heimwälzenden Heer an den Straßengraben traten und Schluß machten, sie waren ihm nun nicht mehr Narren, sondern konsequent Handelnde, treu gegen sich selbst.

Der gegen die Hereros ausziehenden Truppe hatte man Zyankali mitgegeben; es war nun Zeit, es einzustecken, wenn man unter Weiße, Christen, Brüder ging.

Ich kann diese Geschichte nicht mit einer Pointe schließen, es ist jetzt nicht Zeit, Literatur zu machen.

Nachdem er die weiteste Entfernung von seiner Ausgangsidee erreicht hatte, trat der Umschlag und die Rückkehr nicht durch irgendein spannendes Moment ein, sondern einfach durch eine neue Sammlung von Energie. Nicht nachgeben, nicht sich auf den Individualismus zurückziehn, der Verbannung auf die Südseeinsel ist, verlogne Robinsonade.

Noch stärker um das Tier Mensch wissen, ihm nicht einreden, daß, je mehr Maße aus der Tiefe komme, Masse um so besser, menschlicher, unverantwortlicher sei. Die Bestie in ihm, in mir, in uns Bestie nennen, den Funken Güte hegen, das heilige Feuer erst entzünden, denn seine Altäre brennen noch nicht.

Epilog

Erschüttrung blieb aus, als ich in französischen Blättern vom Jubel der Elsässer las, aber Erschüttrung kam, als in schweizerischen Zeitungen neutrale Augenzeugen vom Freudentaumel der Mülhauser und Straßburger berichteten.

Und Erschüttrung war Bitterkeit, sich richtend nicht gegen die nun verlorne Heimat, nicht gegen das Geschick, den Prügeljungen, auf den man die eigne Verantwortung ablädt, sondern gegen Deutschland.

Feig wäre es, würde mir versagt, solche Bitterkeit auszusprechen. Für Deutschland wählend habe ich das Recht dazu.

Wie schön war das Elsaß, Berge in Granit, Hügel in Sandstein, Landschaft in Wasser und Grün, Städtchen im Duft des Mosts, Straßburg, dessen Münster im Morgenrot dolomitenhaft erglühte.

Unterlindenkloster Colmars, bergend das Stärkste deutscher Kunst; Schlettstadt der Humanisten; Reichsstadt Kaysersberg — uns w a r es deutsch, uns, den paar elsässischen Dichtern. Aber andre lebten dort, die es deutsch n a n n t e n, und aus der Benennung erwuchs all das Tragische, die Herausfordrung, der Hochmut, die Unduldsamkeit, das Beweisen und Bekehren. Die Oberlehrer, die

Kommersredner, der Vogesenklub, die Kriegervereine, die Zeitungsschreiber waren stärker als wir.

Denn wir fühlten die Dinge menschlich, ohne Zweckhaftigkeit des Nationalistischen, und neben der Vergangenheit des alten Reichs übersahn wir nicht Wirkung von zweihundert Jahren französischen Einflusses, nicht im Blut und nicht im Aufbau der Städte. Uns stand das Rohanschloß nicht fremd neben dem Münster.

So wußten wir, daß 1871 nicht ein Recht, sondern eine Pflicht begründete: Pflicht, den „wiedergewonnenen Bruder" in die Familie aufzunehmen, Geduld — mehr!, Verständnis — mehr!, Liebe zu haben, Brüdern gleiches Recht zu geben, Gesinnung nicht vorauszusetzen, sondern zu gewinnen.

Wir wußten es und wir bekannten es: wir entfesselten die Diskussion, und es halfen uns Elsässer, die ihrem Land das Unglück ersparen wollten, noch einmal Seelisches und Materielles umschalten zu müssen; es halfen Franzosen selbst, denen die so teuren Provinzen nicht den Völkermord wert waren, voran der edle Jaurès, der die Formel schuf: ein autonomer Bundesstaat Elsaß-Lothringen ist die Aussöhnung.

Aber das deutsche Volk las nicht unsre Bücher, sondern Romane, die schmeichelten; das obligate Elsässermädchen heiratete den obligaten deutschen Offizier, und ein bürgerlicher Eros deckte das Problem mit Flügeln, die grotesk dem Reichsadler entlehnt waren.

Drangen wir auf den Geist, sprach ein deutscher Anwalt von der Straßenreinigung, den prunkenden Bahnhöfen, dem Wasserklosett und dem Telephon, das wir den Elsässern gebracht hatten.

Das Reich war stark, aber es war lieblos. Fünfundvierzig Jahre Zeit und unfähig, Neigung zu gewinnen — in

einem Land, das so deutsche Anlagen hatte, nur als deutscher Stamm seinen Charakter zurückgewinnen konnte. Aber weil die Liebe fehlte, ist jetzt Erinnrung der Elsässer an die deutsche Herrschaft nur Erinnrung an das Dröhnen des Kommißstiefels, werfen sie sich Frankreich in die Arme, dessen Sprache ihnen Mühe macht, das ihnen nicht erlauben wird, eigenwilliger Stamm mit Zügen zu sein, in denen sich Gottfried von Straßburg, Gailer von Kaysersberg, Martin Schongauer, Johannes Fischart fortgesetzt hätten.

Tragisches Zuspät. Im ersten Jahr des Kriegs verabredete man Verteilung der Habe des Bruders; niemand widersprach, denn die Zensur knebelte. Im dritten Jahr des Kriegs kehrte man opportunistisch zur Autonomie zurück, und sie war fertig bis auf die Unterschrift — die Unterschrift wurde nie vollzogen. Wer verhinderte sie? Auch das gehört zur Frage nach den Schuldigen i m Krieg, sie soll nicht vertuscht werden.

Was bleibt uns? Die Reue, die Entschlossenheit, moralische Bilanz zu ziehn, die Lehre — einziger Gewinn, furchtbar teuer erkauft. Schwur, nichts so unerbittlich zu hassen als Gewalt, nichts so inbrünstig zu suchen als Geist, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, das Reich, auf das sich verwiesen sieht: der Besiegte.

Abschied von Elsaß

Im zweiten Jahr des Kriegs fuhr ich nach Straßburg und verwirklichte einen Plan, den ich seit Jahren gehegt, aber nie ausgeführt hatte, weil man das Nahliegende gern verschiebt und glaubt, es habe noch immer Zeit — den Plan,

die lothringische Stadt an der pfälzischen Grenze aufzusuchen, in der ich meine erste Lebensspanne, bis zum sechsten Jahr, zugebracht habe.

Leise sprach schon die Befürchtung mit, daß es nach dem Krieg zu spät sein könne und die Heimat mir wenigstens nicht mehr Heimat wäre; treibender war ein neuer Zustand in mir, das zunehmende Gefühl für die Traumhaftigkeit dessen, was wir Realität nennen.

Wir nennen sie Realität, weil wir sie als den Ort empfinden, an den wir gestellt sind und wo uns alle Aufgaben des tätigen Handelns erwarten — etwas benennen heißt noch nicht, es erklären. Diese Stimmung war philosophischer Art und verdichtete sich später zu einigen allgemeinen Ideen über Existenz und Mensch, derart, daß die Stimmung, das Persönliche und auf mich Angewandte sich nur als die Verpuppungshülle erwies, aus der stieg: der Gedanke; doch damals war ich erst im Stadium der Verpuppung und glaubte lediglich mein Verhältnis zur Wirklichkeit zu erleben, ähnlich wie wir zunächst nicht das Problem der Ehe, sondern das der Ehe mit einer bestimmten Frau erleben, als Einzelfall, dessen Gesetzmäßigkeit wir noch nicht erkennen.

Mein Einzelfall war folgender: ich war von einem tiefen Staunen ergriffen über das Phänomen einer Existenz, meiner eignen, die, wie Pflanze aus Erdreich, aus bestimmten Verhältnissen heraus gewachsen war, aus Eltern, Jugend, Milieu, Geldumständen, Zufälligkeiten und einem Letzten, weniger Sekundären, das wohl die jedem Geschöpf innewohnende Aktivität, Energie, Entfaltung sein mußte. Warum war ich so geworden und nicht anders? Rückblickend erkannte ich mehrere Kreuzwege, an denen eine beßre Einsicht einen andern Entschluß und damit einen andren Weg bedingt haben würde; aber immer fühlte

ich auch, daß, wenn wieder ein Kreuzweg kam, die Einsicht, die nur dem Rückblick möglich ist, ohnmächtig war und etwas ganz andres den Ausschlag gab, Instinkt und Naturell.

Unter den Händen schwand die Klarheit und erweiternd durfte ich sagen: auch die andren sind nicht klarer, ebenso vegetativ, ebenso ausgesetzt, dem Irrtum, daß sie sich in der Sphäre des Bewußten zu bewegen glauben, während dieses Bewußtsein nur die Wolke ist, die über dem rotierenden Kosmos Mensch und seinen unbegriffnen Gesetzen schwebt, aus seinen Dünsten erzeugt, nur ein Dunst aus ihm.

Die ganze Realität, in der es Häuser, Städte, Staaten, scheinbar positive Dinge gab, war nur eine Summe solcher Wolken, denn jeder neben mir kam aus jenem Vegetativen her, und die ganze Sphäre von Bewußtsein, in der sich alle zusammendrängten, um zu arbeiten und rechthaberisch zu sein, war nur der Traum eines tief schlafenden und in diesem Schlaf heimlich wachsenden größeren Kosmos.

Um hinter seine Gesetze, die Rotationsvorgänge in ihm, zu kommen, suchte ich stillzustehn und mich dem Hineinschreiten in die Zeit zu entziehn — ich suchte mich rückwärts zu wenden und zum Anfang zurückzukehren, meiner ersten Jugend. Sie führte in das lothringische Städtchen, darum wünschte ich es aufzusuchen.

Rückkehr in es war wie Rückkehr in den Schoß, aus dem man gekommen war — konnte man in den Schoß der Vorgeburt zurückkehren? Damals fand ich aus mir selbst einen Gedanken, dem ich dann in Büchern der Psychoanalytiker begegnet bin, daß es vielleicht Träume gebe, die, in landschaftliche Visionen von seltsamer Raummetaphysik verwandelt, nichts als die Erinnrung an den

Schoß der Mutter sind, unfaßbare, inzesthafte, namenlos tiefe Träume, die tiefsten, die wir haben.

Einen Ort, an dem man gelebt hat, dem Mutterschoß gleich setzen, war nur ein Gleichnis, aber seltsam hob sich, während ich nun von Straßburg in das Städtchen fuhr, der Unterschied auf, und Gleichnis ward Parallele. Was uns birgt, ist Schoß, und ich könnte jene traumhafte Stimmung, von der ich zuerst sprach, auch so ausdrücken, daß mir der benannte Begriff Erde, darin die benannten Geschöpfe, nichts sagte, sondern diese Dinge alle als Partikelchen innerhalb eines Riesenleibs erschienen: seine einzelnen Atome sind so sehr voneinander getrennt und bieten Raum für Bergbahnen und Überlandzentralen von hunderttausend Volt Spannung, daß die Einzelkörperchen sich als selbständig vorkommen, während sie doch in einer organischen Abhängigkeit, in einem wahren, wirklichen Stoffwechselaustausch stehn, wie die Atome meines Körpers untereinander.

Der Mutterschoß war so groß, daß ein Zug von der Stelle, an der das Atom Ich im Jahre 1915 weilte, nach der fuhr, an der es dreißig Jahre zuvor geweilt hatte, von der Niere fuhr gleichsam ein Zug zum Hirn. Ich stellte mir noch einmal alles vor, was ich von jener Stelle und jener Zeit wußte.

Auf einem Hügel vor der Stadt, weit draußen vor der Stadt, stand ein Haus. Weiße Mauern umzogen es, Bäume rauschten über der Mauer. An der Mauer zog eine Straße vorbei, auf der man abwärts stieg, weit, tief, wenn die Mutter manchmal nach der Stadt ging, den Vater abzuholen. Weit, tief — folglich war der Hügel ein Berg, die Stadt eine Sohle, in die nicht der freie Wind der Höhe drang. Ich schwankte, denn deutlich stand zwar auf der einen Seite der Begriff Tiefe, aber auf der andren nicht der des Bergs.

Also lag wohl eine Übertreibung der kindlichen Phantasie vor, und ich war gefaßt, eine mäßig hohe Bodenerhebung hinaufschreiten zu müssen. Vielleicht erstreckte sich hinter dem Haus eine Hochebne — Vorstellung, die sich dem Tastenden formte, weil er sich eines Weihnachtsabends erinnerte, an dem der Vater zu früh kam und noch einen Spaziergang mit ihm machte, bis die Mutter den Baum gerichtet hatte. Vollkommne Halbkugel aus dunkelblauem Kristall wölbte sich der Himmel über ihnen, und die Sterne strahlten so groß und nah, daß sie näher als in der Stadt erschienen; so sind Christnächte auf Hochebnen.

Hinter dem Haus mußte ein Garten sein, hinter dem Garten Felder; sie hatten dem Vierjährigen erstes Erlebnis von räumlicher Unendlichkeit, Fortwandern vom Stützpunkt, Verlassenheit des Wandrers gegeben: an einem Mittag war ich der Mutter entwichen, nach dem Garten gegangen, in ein Rebenfeld geschritten. Seine Stecken mochten wie ein Wald gewesen sein, der Wald legte sich hinter das Haus, Zauberwald, in dem die Zeit versank, unendlich fern lag das Bekannte. Nun ein Stocken der Vorstellung wie in der Traumerinnrung, hier mußte wohl der Begriff der Zeit gewalttätig über das Kind gestürzt sein, und es war allein in summender Mittagsglut.

Danach bestimmteres Bild: Aufschauend nach der Sonne sah es Bläue, in die eine Lerche stieg. Heftigkeit des Blaus und des jubelnden Lauts durchschlugen das Kind; sinnlichste Erregung, es schluchzte vor Sehnsucht auf, war namenlos erschüttert. Da erblickte es einen Baum, einzelnen, mächtigen, spendend den grünen Schatten auf dem Feld, biblisch heiligen und gütigen, denn ich hatte in der Geschichte Ruths sein Bild gesehn. Und zu Füßen des Baums leuchtete es rot — volle, glänzend gespannte Früchte, Paradiesäpfel hatte die Mutter sie genannt.

So lenkten Baum und Wort die Vorstellung auf das Paradies, und ich erinnerte mich, als sei es heute gewesen, daß das Kind in Schauern erstarrte, weil es glaubte, den Ort des Paradieses gefunden zu haben. Es strich mit zitternden Fingern über die straffe Haut der erwärmten Früchte, nah der Vision eines Erzengels mit gezackten Flügeln und dem Schwert, dann löste sich die Erregung in Müdigkeit, und es schlief ein, bis die geängstigte Mutter es fand.

Diesen Baum und die Früchte darunter wollte ich wiedersehn; es zog einer aus, das Paradies seiner Kindheit zu suchen, er wenigstens hatte eine Stunde darin geweilt, unter der klirrenden Lerche.

Ich stieg aus und hatte keinen andren Anhaltspunkt als den Namen der Örtlichkeit, wo das Haus gelegen war, des Galgenbanns. Diesen hatte ich von meiner Mutter erfahren, als ich vorsichtig die Rede auf die längst vergangnen Jahre gebracht hatte; vom Ziel meiner Reise wußte sie nichts, Scheu, das Traumhafte zu besprechen, hatte mich abgehalten. Ich fragte einen Schutzmann, wo der Galgenbann gelegen war, er hatte den Namen nie vernommen. Ich hielt einen alten Herrn, französisch-einheimischen Rentner im schwarzen Alpakarock an, er hatte den Namen nie vernommen. Danach ging ich aufs Einwohnermeldeamt, dieselbe Antwort. Ein Name, der sich aus Jahrhunderten des Mittelalters gerettet hatte, war in der neuen Zeit ruhmlos gestorben.

Eine einzige Möglichkeit blieb; ich wußte, daß der Vater auf der Kreisdirektion gearbeitet hatte. Ich glaubte zu fühlen, daß, wenn ich vor ihr stände, ein Trieb nach einer bestimmten Richtung sich einstellen werde. Alles in mir drängte dazu, vor dem Gebäude zu sein und dann von un=

sichtbaren Händen durch einen schrägen Weg geleitet zu werden — nicht links, nicht rechts, nicht geradeaus, sondern in die Schräge. Es gelang. Die Kreisdirektion lag am Ende der Stadt, dahinter Busch und Wiesengründe, Felder und Hügelland, ein Halbkreis, über dem ich wie eine Magnetnadel war. Sie irrte zuerst hin und her, dann stand sie fest, wies, ich ging.

Was konnte seltsamer sein, als einen Weg zu schreiten, der Erinnrung war, ohne daß irgendeine Einzelheit die Erinnrung rechtfertigte? Nun begann ich zu steigen, aber da geschah es, daß ich, auf eine halbe Stunde Wegs vorbereitet, schon nach zehn Minuten ein letztes Haus erreichte, dahinter und daneben alles freies Feld. Es war eine Mauer darum, über der Mauer rauschte ein Baum, aber wie klein war die Mauer, wie schmal die Straße, die in der Vorstellung wie eine Völkerchaussee zur Stadt abwärts gestiegen war. Und als ich den Hof betrat, lag ein Haus da, baufällig und armselig, Scheune und Stall dicht daneben, während alles in mir als Bild einer großen Weite gestanden hatte.

Ich ging durch den Hof, durchschritt einen Obstgarten, es kam das Rebstück, dessen Stecken einmal wie ein Urwald gewesen waren, der sich zwischen ein Kind und das Bekannte gelegt hatte. Jeder Schritt durch ihn war für das Kind wie ein Jahrhundert gewesen: nun war ihre Summe eine arme Strecke von hundert Metern — dort stand der Baum, keine Paradiesäpfel mehr unter ihm, aber ich wußte, das war der Baum.

Kreisrunder Schatten um ihn, ich legte mich hinein und hätte weinen mögen. Dieselbe Glut, dieselbe Mittagsstille aus hunderttausend Geräuschen — dreißig Jahre waren ausgelöscht, Sekunde der Ewigkeit und Hälfte eines Lebens, meines Lebens. Womit hatte ich sie verbracht?

Mit einem Traum, mit Realität, die in den Abgrund der Zeit stürzte. Wir gehn in die Zeit hinein und es scheint uns ein Vorwärts, aber die Zeit steht uns gegenüber, wie ein Schlund, dessen Wände länger und immer länger werden, geöffneter Kiefer eines verschlingenden Tiers, Eingang in den Riesenleib, dessen Partikelchen wir sind und der so groß ist, daß Schauspiele des Himmels, Sonne, wehende Bäume und Wind in ihm sich ereignen.

In der Nacht über Tod und Vergänglichkeit philosophieren, ist nicht schwer — mir war von je Mittag die mystische Stunde, nicht des düstern Grauens, aber doch, so stark, des Phantoms Existenz. Ich hatte oft den großen Schrei Pans vernommen, den lautlosen der unsäglichen Angst vor dem Mittagsgespenst der mit Licht überschütteten Welt.

Warum war ich eigentlich gekommen? Um den süßen Schmerz der Erkenntnis zu genießen? Um Befreiung zu finden und durch Berührung mit dem heimatlichen Boden das zu stärken, was mir zu entschwinden drohte, das Bewußtsein, irgendwohin zu gehören.

Donner der Schlacht, der aus der Metzer Gegend kam, war wohl geeignet, über diese Heimat nachdenken zu lassen. Sie war umstritten, sie ging vielleicht verloren, was bedeutete der Verlust mir? War ich an sie gebunden, konnte ich ohne sie nicht leben? Ich kannte sie besser als irgendeiner, ich hatte sie durchstreift, ihre Landschaft in Büchern beschrieben, ich dankte ihr das Beste in mir, einen Willen zu Heiterkeit und Wärme und eine Fähigkeit, differenziert zu denken, gerecht zu sein, denn ihre Bewohner und ihre Atmosphäre waren zusammengesetzt.

Ich war für das Recht dieser Menschen, zusammengesetzt zu sein, eingetreten, und es waren erst ein paar Jahre her, daß ich geglaubt hatte, meine Aufgabe werde sein, den

Deutschen das Elsaß verständlich zu machen und vom Elsaß aus Einwirkung auf Starrheiten des deutschen Geistes zu versuchen, Westen und Mitte Europas miteinander zu versöhnen.

Glaubte ich noch an diese Aufgabe, ihre Möglichkeit? Nein, nicht mehr. Aufenthalt in Berlin und Paris hatten mir gezeigt, daß die Richtung, die Völker einschlagen, stärker ist als ihr guter Wille, daß Systeme der Weltbetrachtung Geleise sind, die man mit keiner Weiche umstellen kann (nur Entgleisung, Katastrophe kann helfen), und als ich von diesen Reisen erstmalig zurückgekehrt war, war mir auch erstmalig die geistige Armut der Elsässer selbst klar geworden. Was war die Periode seit 1870? Die matteste in der Geschichte eines Volkes, das nie eigentlich ein Volk gewesen, immer verurteilt war, von den zwei Nachbarn beherrscht zu werden. Das Bürgertum das Geld liebend, geistig das verblaßte Salonideal des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts pflegend; der Bauer zufrieden, wenn der Erobrer, ob welsch oder deutsch, ihn die Scholle bestellen ließ, das Kleinbürgertum opportunistisch, nicht sehr aufrecht, materiell und geschmeidig; sie alle ohne die aktive Kraft, die durch Tradition einer selbständigen Geschichte verliehen wird. Denkbar war, daß die Elsässer sich auf ihr Bauernblut besannen, wenn sie wieder französisch werden mußten; aber dann war ich längst von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen.

Was war die Synthese des Geistes des Metzer Doms, in dessen gelben Schatten ich geboren war, mit dem des Unterlindenklosters zu Colmar, in dessen Nonnengängen ich aufgewachsen war? Konstruktion, Ausweg eines, der in Deutschland nicht ganz zu Haus, in Paris nur zu Gast war, im Elsaß, seinen vertrautesten Städtchen und Bauernhöfen nicht die letzte Gemeinschaft fand, die drüben im Schwarzwald und in Schwaben meinesgleichen, die alemannischen Dichter, ganz besaßen.

Und als ich diesmal nach dem Elsaß kam, im Krieg, sah ich mit Entsetzen, wie rettungslos verdorben, tragisch zerstampft die Situation war: es schwiegen die Münder vor der Drohung der militärischen Herren, die Herzen hofften, doch ohne Mut; die beiden Elemente, von deren Verschmelzung ich geträumt hatte, Einwandrer und Autochthonen, waren schroff getrennt — unmöglich, daß der Elsässer zu den Quellen fand, die in ihm verschüttet waren und die nur in den falschen Büchern von Oberlehrern künstlich sprangen, den Quellen jener vergangnen Jahrhunderte, in denen in der Tat Elsässer die Züge deutscher Charakterköpfe getragen hatten.

An diesem Mittag nahm ich Abschied vom Land. Was blieb, wenn man sich retten wollte? Nicht Frankreich, nicht Deutschland, nur das Dritte, das übergeordnete geistige Reich, dem selbst der letzte Rest von Bodenständigkeit versagt war. In meiner Tasche steckte ein Bändchen von Hesse, eines von Emil Strauß. Ich hatte gegen beide polemisiert, als mir noch unklar war, daß ich nur deshalb nicht Elsässer bleiben wollte, weil ich es nicht konnte, aber ich liebte beide, und jetzt gestand ich mir den Neid darauf, daß ihnen erlaubt war, in ihren Städtchen mit den Brunnen in der Sommernacht Zuflucht zu finden. Man wird nicht Europäer aus Wahl, man wird es aus Not.

Wie die Örtlichkeit meiner Jugend einschrumpfte, so die ganze Heimat nun. Ich stand auf, und als ich nach Straßburg zurückkehrte, wußte ich: es ist das Ende. Noch einmal war, im dämmernden Morgen, als der Wind über die Ill strich und die Vögel auf dem Broglie zu lärmen begannen, Straßburg ergreifend schön; dolomitenhaft erglühte die Spitze des rosigen Münsters. Dann fuhr ich fort, an den Platz, an den mich der Krieg gestellt hatte, überzeugt, daß ich nun außerhalb des Schicksals dieser

Stadt stand, das ich deutlicher ahnte. Ihre Menschen, die des ganzen Lands, interessierten mich nicht mehr, in dem Sinn nicht mehr, daß meine Bücher ein Abbild ihrer Zustände sein würden. Zunächst versuchte ich einen Ausweg, indem ich dem Begriff des größren Alemanniens mich zuwandte. Er wurde zu dem des größren Süddeutschlands, die Schweiz kam hinzu, aber ich werde seiner nicht froh, der Aufbau des Bürgertums ist erschüttert, die Zeit will Neues. Noch weht ein Hauch vertrauter Wärme aus alemannischer Landschaft, aber es ist wie eine persönliche Angelegenheit, Erinnrung, Jugendhauch, nicht Selbstzweck, Erlösung, Ruhe — mir nicht.

Ich sehe den Zusammenhang sehr klar. Ich wuchs in den Städten auf, wurzelte nicht im Land, in der Bauernscholle. Darum wurde ich nicht in die Sphäre Hebels, Gotthelfs, Hansjakobs, Kellers gedrängt, sondern in die geistige, allgemeine, weitere; darum konnte ich mich schon zu einer Zeit vom Elsaß zu lösen beginnen, als noch kaum einer mit dem Verlust dieses Lands rechnete; darum traf mich dieser Verlust nicht tödlich, derart, daß er mich seelisch entwurzelt hätte — darum war es möglich, daß auch ohne den Krieg die Hingabe an Landschaft und bodenständige Menschen nur eine schöne, starke Episode, aber doch eben nur eine Episode, eine Station des Wanderns, war; darum ist mir heute Landschaft, Gegenständlichkeit von Zuständen und Menschen, Haus, Dorf, Städtchen eine Zugabe, die mir persönlich Freude macht, aber nicht mehr den Wunsch erzeugt, sie zu schildern, sondern es tut mir wohl, über sie zu schweigen; sie bedrängen und quälen mich nicht, sie sind ein vertrautes Mobiliar, in dem man wohnt, ohne sich Rechenschaft über sie zu geben. Abtrünniger? Nein, auch nicht Fremdgewordner, nur nicht Verkünder dieser Welt.

Kleine Anfrage

Denke ich an das Berlin vor dem Krieg zurück, sehe ich die nächtliche Straßenreinigung und das „Nur für Herrschaften" an allen Häusern. Es waren Merkmale für Gutes und Schlechtes.

Keinen Wert legend auf das Hochgefühl, eine Herrschaft zu sein, stelle ich hiermit die kleine Anfrage, ob die Hauptstadt der Republik Deutschland sich ihrer Pflicht bewußt geworden ist, die Schilder mit jener Inschrift von den Türen zu entfernen.

Ich bin nie in der Lage gewesen, ein Haus anders als durch seinen Haupteingang zu betreten, nie hat mich einer jener Pförtner, die nichts als die gekauften Sklavenaufseher des Kapitalismus sind, auf die Dienstbotentreppe verwiesen. Es war darum nicht weniger schimpflich, den guten Eingang benutzen zu dürfen.

Die ganze Gesinnung des Zeitalters Wilhelms II. verriet sich in diesen Schildern; der Polizeigeist, der im Privatleben noch von den Menschen verlangte, daß sie sich selbst taxierten; die Roheit des Klassenstaats, der nicht einmal soviel Höflichkeit aufbrachte, daß er die letzte brutale Benennung vermied; die grobe Schmeichelei des Unternehmers, die an den Hochmut appellierte und den Sinn für den Schein züchtete.

Diese Methode des versteckten Verbots breitete sich von Berlin über den ganzen Norden aus, ergriff auch den Süden des Reichs, und als ich eines Tags mein Haus in Straßburg betrat, war auch hier das Schild angebracht. Da ich den elsässischen Hauswirt zur Rede stellte, antwortete er: Was wollen Sie, die Deutschen legen Wert darauf.

Nun, man darf hoffen, daß sie heute keinen Wert mehr darauf legen und soviel Urteil haben, stillschweigend mit

andren Emblemen auch dieses zu entfernen, bevor man sie dazu zwingt. Die Zeit der Herrschaften ist vorüber. Oder sollte das Schweizer Blatt recht haben, das spottend berichtete, daß die neue Berliner Regierung einem ehemals gemaßregelten Lehrer, als sie ihn ins Ministerium berief, den Titel Geheimer Regierungsrat gab? Auch wird erzählt, daß die Republik Österreich noch immer Hofräte ernennt.

Ich stand im Krieg eines Tags in einer für Soldaten eingerichteten Bibliothek. Ein Gemeiner trat ein und bat, unterwürfig genug, die Bibliothekarin um ein Buch, das für ihn passe. Er wollte etwas, das „nicht von diesen gebildeten Herrn" geschrieben war; sie waren ihm fremd und die Salonherzensgeschichten, die sie beschrieben, waren es. Die junge Dame, die wohl mit mir die Scheu dieses Mannes aus dem Volk im Verkehr mit den Gehobnen als unerträglich empfand, gab ihm einen Band Tolstoi und tat ein übriges, indem sie ihm von den Ideen des Russen zu erzählen begann. Da rauschte die Patronatsdame herein, riß dem Soldat Tolstoi aus der Hand, schickte ihn mit irgendeinem Volksheft fort und wandte sich zu der Bibliothekarin: „Sie vergessen sich, meine Liebe, Sie sind Dame und er Gemeiner; es ist nicht Ihre Aufgabe, Sozialisten zu züchten."

Auch in dieser Szene war das ganze Deutschland, die Arroganz der Regierenden, die mutlose Scheu des Ungebildeten und doch vielleicht auch der gute Wille, wie ihn das Mädchen zeigte, er wenigstens Ansatz und Trost.

Arosa

Siebenhundert Kilometer (mindestens) von Berlin, achtzehnhundertundfünfzig Meter (hotelamtlich garan-

tiert) über dem Meer, sitzt man, in Arosa, wie auf einem Thron über Europa, wo sie morden.

Thron aus Massiven getürmt, zu Füßen der Teppich äußerster Matten von sterbendem Grün, im Rücken Granitlehne des ewigen Weihnachten — abends erglüht sie, Rosengarten im Eis.

Einziger Gast des Hotels bin ich, Alleinherrscher über Schreibzimmer, Zeitungen, Lift. Sechs Wochen noch, bis die Sportsleute kommen; im Mund der Lungenkranken klingt es, als seien sie Wikinger, Piraten, die ihnen die Sonne nehmen und die Frauen.

Stehe ich am Fenster, sieht mein linkes Auge die letzten Bäume zum Schutt kriechen; Lärchen sind es, nicht immergrün wie Tannen, gelb gleich Astern am Sonntag der Toten. Das rechte Auge liegt jenseits der Baumgrenze, alles ist nackt, Fels, auf dem das Murmeltier Wache steht und wie ein Junge pfeift, Zähne, zwei Finger.

Verläßt die Sonne um vier den Balkon, ist es wie Sturz durch Jahrtausende in die Eiszeit. Stehe auf, gehe ihr nach auf den Wegen, die zum Paß führen; umsonst, holst sie nicht ein. Schatten des Grats legt sich über die Mulden, rückt vor, erklettert schrittweis den Kegel, auf dem die Toten liegen; ein Gitter schützt sie davor, in die Tiefe zu rutschen, weißes Kirchlein ist vor sie gestellt, mahnendes Kreuz.

Sie starben mit zwanzig, gleich wenn sie kamen, oder sie warteten noch zehn, fünfzehn Jahre; keiner ist älter als fünfunddreißig. Liebende daheim sagen: nun liegt er und schläft im Angesicht der Berge, über ihm Blau des Himmels. Ach, es deckt ja Erde seine Augen und er kann nicht atmen, weil ihr ihm die schweren Steine auf die Brust legt.

Fern im Tal stehn die Wohnungen der Lebenden, schwarz wie Braunschweiger Holzhäuser in Nebel. Plötz-

lich flammt es auf den Wegen auf: die Birnen am Pfahl; die äußersten dringen bis zur halben Höhe des Passes vor, gütig weil sie zwecklos sind, dort wohnt niemand.

In die Braunschweiger Häuser sind nun mild glühende Scheiben gesetzt, ihr Gelb ist so warm. Aber darüber ist es wie eine Illumination. Das sind die großen Stockwerksanatorien, auf deren Galerien die Stunde der abendlichen Liegekur beginnt. Dort ruhen sie, Zelle neben Zelle im System der Balkone, eingehüllt in Pelzwerk und Decke, jeder ein Licht über dem Kopf, damit Denken in die Nacht hinaus nicht finster werde.

Tausend Lungen atmen tief und es schmerzt. Seht, das ist die Burg über Europa, achtzehnhundert Meter hoch über der Ebne, in der sie sich morden. Einige sind daraus entkommen mit zerstörter Brust. Was mögen sie denken?

Campione

Erster Ausflug in feindliches Land ohne Paß, Kontrolle, Schwierigkeit, war erster auch in die versunkne Welt internationalen Amüsements.

Roulette, Tango, Portefeuille, Pseudogentlemen, Gesindel, Pelz, Brillanten, Spieler, Bürger waren da, sie lebten noch und stanken doch Verwesung. Was mir vor dem Krieg nie begegnet war, moralische Empörung Erscheinungen dieses Lebens gegenüber, begegnete nun, in mir, mir selbst, und war Zeichen verwandelter Zeit, verwandelter Überzeugung.

Fern vom Spartakismus versetzte ich mich in spartakistische Empfindung ganz: ihr da seid nur wert enterbt, aus-

geplündert, beraubt zu werden, Faust des Proletariats zu spüren. Besitzende Kanaille, die Sensation, Nervenreiz, Gold, Kitzel der Begierde sucht, möge die große Welle euer Montecarlino verschlingen, wenn es auch nur am Luganer See liegt, in diesem Spottnest, italienische Enklave genannt, in dem man über Nacht ein Kasino baute und es, weil die in den See fallenden Hänge keinen Platz ließen, neben eine Fabrik stellte.

Spartakistische Reaktion? Nein, einfach soziale eines, der zu fühlen glaubt, daß die Stunde des Bürgertums geschlagen hat, zum mindestens weiß, daß es nun seinen entscheidenden letzten Kampf kämpfen muß.

Eine Stunde später, erste Wiedergewöhnung an die seit fünf Jahren nicht mehr gekannte Atmosphäre des rollenden Golds schon vollzogen, meldete sich folgende Reflexion: was sind diese Bürger andres als aus Krieg und Nachtarbeit befreite Proletarier, entfesselte Genußsucher? Der Proletarier tanzt, der Bürger, so er Gelegenheit hat, spielt Roulette, Argument, dessen Berechtigung nicht zu leugnen ist.

Aber in der Tiefe löste sich die Gemeinsamkeit in Gegensatz auf. Dort Egoismus und Schmutzigkeit, hier erste wilde Gier nach gleichem Recht — gleiches Recht äußert sich zunächst als Anspruch auf Genuß, Versäumtes wird nachgeholt.

Was man auch sagen mag, ich bin bereit, jede Geduld mit den Experimenten des Proletariers zu haben, an seine Kraft, das Gute in ihm zu glauben. Was auch der Bürger an Philosophie entwickeln möge, daß es gleich ist, was man in diesem kurzen Leben tut, mit sich, seinem Geld und dem der andern anfängt, keine Konzession an seine Sinnlichkeiten. Vorbei die Mondänität, die vielleicht noch den Angehörigen der angeblich siegreichen Staaten für eine

Weile erlaubt ist, nicht denen der zusammengestürzten, die das hören, was vorher nur eine Romantrope war, den Anmarsch der proletarischen Heere.

Ich spürte die Lust, mich an den grünen Tisch mit den aufgemalten sechsunddreißig Zahlen zu setzen, das war der Bürger von 1914 in mir. Ich spielte nicht, kleine unscheinbare Handlung, gleichwohl Symbol, Trennung, Abschied.

Durch die Zeitungen ging die Notiz, daß die Wiener beabsichtigen, in einem ihrer fiskalischen Prunkbauten eine internationale Spielhöhle einzurichten, deren Pracht Stoff für hundert Feuilletons gäbe — es würde der Wiener Bastillensturm daraus entstehn, mit Recht. Nach Wien meldet Liechtenstein das Projekt einer Spielhölle an: das Gründerkonsortium machte ein glänzendes Angebot, baut Bahnen und Elektrizitätswerke, zahlt Schulden und übernimmt die Steuern; auch kündigt es an, daß es jeden verklagen werde, der sein Unternehmen Spielhölle nenne. Bitte, meine Herren, klagen Sie, ich nenne den Fürst von Liechtenstein Bruder des Fürsten von Monaco und Ihr Kasino Spielhölle.

Staatsmänner

Man spricht jetzt viel von Politik, sogar in Deutschland. Immer wieder mache ich die Beobachtung, daß die Leute einen falschen Begriff vom Staatsmann haben.

Den Staat regieren ist ihnen eine solche Kunst, daß sie, resigniert oder betrübt, feststellen: ein Bismarck kommt in jedem Jahrhundert nur einmal, wir haben ihn noch alle gekannt, für uns sind jetzt die magren Jahre, da ist nichts zu ändern.

Liebe Leute, wie ihr euch irrt. Es wäre schlimm um das Schicksal einer Nation bestellt, wenn ihr öffentliches Leben auf die Genies angewiesen wäre. Es muß ohne die Bismarck gehn, und es geht ohne sie.

Worauf es allein ankommt, ist, für Geschäfte, die dem Durchschnitt dienen, den geeigneten Durchschnittsmann zu finden. Genies sind nötig, um einen Bau aufzuführen; steht er, dann richtet sich die Norm in ihm ein, verwaltet ihn und wagt bald Änderungen, Umbauten, Vergrößrungen, Zusammenlegungen.

Was ist zu einem Staatsmann nötig, was macht ihn aus? Das scharfkantige Persönliche, die Eigensinnigkeit, der Tiefsinn, der Hang zum Ungewöhnlichen und Blendenden? Ach nein, von allem diesem das Gegenteil. Nur zwei Eigenschaften muß er haben: Schulung und Stetigkeit. Und das ist ja im Grund nur eine Eigenschaft: Charakter.

Weder die Sprunghaftigkeit noch die Nervosität des Phantasiemenschen taugen für ihn, nur Urteil, Ruhe, Entschlossenheit. Das sind Eigenschaften, die sich züchten lassen, so wie etwa der deutsche Offizier ein Zuchtprodukt war, in vielen Exemplaren vorhanden, damit großer Verbrauch seine Zahl nicht erschöpfen konnte. Oder wie das Halbblut des Armeepferds ein Zuchtprodukt ist, Verwirklichung der Fordrung nach gediegnem Mittelmaß.

Vorsicht, Wagen, Unerschütterlichkeit, Unauffälligkeit, das alles hat mit Genialität nichts zu tun. Genialität läßt sich nicht züchten, aber züchten läßt sich Tradition, Klarheit, Blick, Kenntnis und Straffheit.

Bismarck warnte vor dem, was er Berufspolitiker nannte. Soweit er darunter Leute verstand, die ihre Wähler um die Ohren barbieren, um Geld, Ehren, Einfluß zu gewinnen, hatte er recht. Aber das ist ein Schreckgespenst, das der große Schlaue, der alles allein machen

wollte, grell ausmalte, als sei ein Berufspolitiker eine Art Berufsmitgiftjäger. Er fälschte das Bild, wie er das des Journalisten fälschte.

Sprechen wir es doch aus: wir brauchen die Berufspolitiker, Fachmänner, die heute im Parlament, morgen im Ministerium sitzen und, wenn sie übermorgen abtreten müssen, sofort wieder in den Kreislauf zurückkehren.

Charakter hat nur der, der nicht von einem Gott hinter den Wolken nach Laune gerufen und zurückgeschleudert wird, Charakter hat nur der, der aus seiner Neigung zu den Geschäften ein volles, ganzes, stetiges Leben machen kann. Die Engländer züchten einen Stamm von Männern, wir kommen in die Lage, nicht zu wissen, welche Reserve an Charakteren wir überhaupt haben. Nicht durch Zufall haben die Engländer den Krieg gewonnen, nicht durch Zufall die Deutschen ihn verloren. Charakter ist Widerstand, vermeidet das Heftige, Nichterreichbare, Übermut und Hochmut. Die deutschen Konservativen waren krankhaft, zügellos und launisch; die Demokraten matt, feig, das Zentrum unchristlich, die Sozialisten Verräter ihrer eignen Ideen, das ganze Volk durch und durch charakterlos — und so ist es noch heute.

Redner und Temperamente

Es gibt zwei Arten von Rednern. Die eine ist die der gebornen Redner, jener Leute, die mit erstaunlicher Leichtigkeit alle Gründe vorzubringen verstehn, geeignet, um Mitmenschen aus der Masse zu überzeugen — ihre Gründe haben gerade so viel Tiefgang, daß sie den Weg bahnen und doch nichts aufwühlen.

Diese Redner geben die hübsche, leichte Oberfläche, und der tiefer blickende Mensch betrachtet sie mit einem aus Neid und Geringschätzung gemischten Gefühl, denn ihm sind die Dinge nicht mehr klar, sondern verworren, und er bewegt sich in Schichten, in denen die Wurzeln sich so verhaspeln, daß er darüber stolpert. Er hält es für unmöglich, jemals Toast, Vereinsrede, begrüßende Ansprache zu übernehmen oder gar einem Kongreß vorzustehn.

Aber eines Tags merkt er, daß er, nun auch er, reden kann. Er vermag Glied an Glied aneinanderzureihn, seinerseits aus seiner Überzeugung und seinem Willen die Argumente herbeizuholen, die eine Sache ins Licht rücken. Er hat gelernt, klar zu sein, und Klarheit setzt sich zuletzt immer in Aktion um; für ihn wird eine Rede Aktion.

Vielleicht ist er jetzt noch nicht imstand, einen Toast zu halten, wie er, trotzdem er vielleicht Schriftsteller geworden ist, keinen Familienbrief schreiben kann. Ein Toast ist spielerisch, sentimental und witzelnd — er seinerseits wird scharf, energisch, diktatorisch sein.

Der Philosoph kann mit ziemlichem Recht sagen: wer leicht redet, ist verdächtig; wer überzeugend redet, hat denken gelernt; wer hinreißend redet, hat sein Temperament gefunden — Temperament ist nichts als der erlangte Ausgleich zwischen Reflexion und Energie.

Hinter Temperament steht nicht immer viel. Manche Menschen setzen jeden Eindruck und jeden innren Vorgang sofort in Äußrung um: das ist sehr oft die oberflächliche Regsamkeit der Nerven, die auf kürzestem Weg Entladung sucht.

So natürlich und so schön das unmittelbare, ungebrochne Temperament ist, so sehr es sich mit der Grundfordrung des Lebens, lebendig zu sein, deckt: es bleibt leicht die Umwandlung in Energie schuldig.

Entladung braucht nicht nur nach außen stattzufinden, sie kann sich auch nach innen vollziehn, gleichsam rückwärts, von den Reizungszellen in die Phantasie, das Denken, den Willen. Am Ende dieses Prozesses steht wiederum die Entladung nach außen, aber sie hat den Weg durch das Massiv des Innern genommen.

Es ist also klar, daß oft viel Zeit nötig sein kann, bis sich diese längren Bahnen gebildet haben und so gangbar geworden sind, daß keine Hemmung mehr stattfindet. Der Beobachter aus der Masse ist mit seinem Urteil rasch fertig: es fehle an Temperament. Er hat unrecht. Eines Tags wird dieser weniger temperamentvolle Mensch im Besitz eines Temperaments sein, das sich zu dem sanguinischen wie Elektrisierapparat aus der Kinderstube zur Dynamomaschine verhält: eines durchgreifenden und durchschlagenden, eines gefährlichen, unsentimentalen, gereinigten Temperaments.

Der sanguinische Mensch könnte sagen: wer nicht neugierig und redselig ist, leide Mangel an Temperament. Das gereinigte Temperament wird nicht viel von Neugierde und Redseligkeit halten.

Temperament ist recht eigentlich die Pflicht, sich da einzusetzen, wo sich Einsatz lohnt; es ist die Pflicht, den Problemen nicht aus dem Weg zu gehn. Das gilt auch vom politischen Leben. Es gibt Nationen, die ritterlich und nobel begreifen, daß zu gewissen wichtigen Vorgängen jedes Glied Stellung nehmen muß; es gibt andre, die die Probleme nicht durch Diskussion oder Handeln sichtbar machen und sich eine eigne Kategorie von zunftmäßigen Beamten halten, denen die Behandlung der nationalen Lebensfragen überlassen bleibt, während die Masse nur daran denkt, Ruhe zu haben. Ratet, zu welcher von beiden die deutsche gehört.

Verhältnismäßig jung sind Herr X. und Herr v. Y. Minister geworden — tägliche Notiz in der Zeit der Veränderungen. Irgendeinmal hat ein Journalist, dieser Botschaftereinführer bei der öffentlichen Meinung, die zwei Worte geprägt; sie haben sich als glückliche und brauchbare Formel erwiesen; in ihrer Kürze ist wohl allerlei enthalten, dem nachzugehen sich verlohnt.

Was besagen sie? Daß jemand nicht mehr jung schlechthin ist, da er ja nur verhältnismäßig jung ist. Eigentlich ist er schon alt; er ist nur insofern noch jung, als sonst seine Stellung nur Älteren erreichbar wird. Es liegt also ein Euphemismus zugrund. Statt verhältnismäßig jung könnte man auch umgekehrt, vom Alter aus, sagen: eben im Begriff, alt zu werden.

Aber immerhin ist Herr X. jung genug, um Aussicht auf lange Wirkung zu haben, und das ist der Trost in dieser Formel. In der Tat, wer mit fünfundvierzig Jahren auf die große Tribüne tritt und noch dreißig Jahre vor sich hat, kann viel leisten — er kann alles leisten. Vierzig Jahre, das ist die Zeit von 1870 bis 1910, oder die Zeit von 1920 bis 1960: schwindelnde Vorstellung. Was ist das Leben eigentlich, kurz oder lang? Manchmal erscheint es trostlos kurz, manchmal unerhört lang.

Jedoch ist eine Voraussetzung nötig, um einen Fünfundvierzigjährigen für verhältnismäßig jung zu halten: daß er noch im Vollbesitz seiner Konstitution ist, daß Arbeit, Ehrgeiz, Reibungen ihn noch nicht verbittert, angenagt oder gar verbraucht haben. Und sollte das nicht vorkommen; ja sollte diese Einschränkung nicht die Regel sein? Die Mühen des Aufstiegs hinterlassen Spuren, der Erfolg ist beinahe immer eine späte Belohnung für Energie, die

in zurückliegender Zeit aufgewandt wurde, er ist fast nie die glückliche Fügung, die freie Bahn schafft.

Würde das öffentliche Wesen nicht gewinnen, wenn schon der Dreißig- oder Fünfunddreißigjährige Minister, Botschafter, Parteiführer, Ressortchef wäre? Was hat er statt dessen in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren getrieben? Man weiß es nicht. Er steckte irgendwo auf dem halben Weg fest und kämpfte um Anerkennung; er sah das Sprungbrett, ohne es zu erreichen; er wußte von seiner Kraft und mußte warten.

Fünfzehn Jahre gewinnen, das ist viel. Es sind fünfzehn Jahre Erfahrung an Ort und Stelle, die auch der Genialste nicht entbehren kann, die ihm zum mindesten förderlich sind. Ich sage nichts gegen das Alter, denn nun muß wohl Hindenburg genannt werden, der siebzig Jahre alt und pensioniert war, als er der Retter des Vaterlands wurde; gleichwohl, ich spreche für die Jungen.

Der reife Fünfundvierzigjährige hat nicht viel Zeit mehr zu verlieren; er wird sich halten wollen und oft genug auf Kosten seiner Überzeugung und seines Charakters zu Zugeständnissen bereit sein, die ein Fünfunddreißigjähriger verschmäht, weil es ihm nicht darauf ankommt, noch einmal abzutreten und zu warten, bis seine Zeit wieder da sein wird.

So wie die Dinge heute noch liegen, sind, damit man verhältnismäßig jung berufen wird, ungewöhnliche Umstände nötig, und das heißt, daß unter gewöhnlichen Umständen dieselben Männer nicht mehr verhältnismäßig jung, sondern ganz einfach alt sind. Jener ist glücklich Minister geworden, nachdem er sechs Monate vorher den ersten Schlaganfall gehabt hat. Ist das das Ideal, Kraft nutzbar zu machen?

Auch fürchte ich: damit einer mit sechzig, siebzig Jahren noch ungebrochen sei, dazu muß er schon Militär sein, denn

das Soldatenhandwerk konserviert. Die andren, die im Bureau und auf den Schreibsesseln sitzen, sind als alte Herren nicht mehr das, was sie einst gewesen sind.

Man wende nicht das Beispiel eines Ministerstürzers wie Clemenceau ein. Dieser ist keine Widerlegung, sondern eine Bestätigung; er fing nämlich sehr früh an und blieb jung, weil er in seinem Fahrwasser war. Rechtzeitig, früh in sein Fahrwasser gelangen, darauf kommt es an. Bismarck begann um die Vierzig zu steigen. Wenn man ihn erst mit sechzig im Fall der Not geholt hätte, wäre er bei seinem Selbstbewußtsein längst ein grollender und verhärteter Landjunker gewesen.

Die Fünfunddreißigjährigen sind noch nicht fertig, darum sind sie das beste Material, denn sie können sich noch gerade eben in ihrer endgültigen Laufbahn formen. Das Wort: freie Bahn den Tüchtigen bedarf einer Ergänzung: freie Bahn den Jungen. Es schließt diese Ergänzung sogar ein.

Ungenügender Sozialismus

Was ich am Sozialismus, insofern er geistige Auseinandersetzung mit der Welt ist, bis heute vermisse, ist genau das, was man, auch nach Ausscheidung alles Theologischen und Moralischen, noch immer am besten als religiös bezeichnet: den Einschlag von Nein in dem ganz positiven, zu positiven Ja.

Die philosophischen Fundamente des Sozialismus, der sich in Europa herausgebildet hat, sind schwach: sie sind so ungenügend, so dilettantisch, daß der denkende Mensch, der eine Modifikation des religiösen ist und bleibt, mit leeren Händen dasteht, wenn er sich durch die sozialistischen

Grundwerke durchgearbeitet hat, und, wie es in pietistischen Schriften heißt, seelisch hungert, denn es wird ihm nichts geboten, was ihm ein Verhältnis zu den letzten Dingen geben könnte.

Vorausgesetzt, daß man überhaupt zugesteht, daß der Sozialismus mehr als Parteibewegung, nämlich Weltanschauung sein müsse, ist zu sagen: eine Lehre von Mensch, Gesellschaft, Willensbetätigung vermag nur dann Weltanschauung zu sein, wenn sie ein Verhältnis zu den letzten Dingen hat. Unter letzten Dingen verstehe ich, aller theologischen Metaphysik fern, das Ja und das Nein, den Optimismus und den Pessimismus; ein Verhältnis zu den letzten Dingen haben heißt: vom Wert oder Unwert der Existenz überhaupt, weiterhin vom Tun, Zielesetzen, Erziehen, vom Jasagen und Neinsagen eine Meinung haben.

Sozialismus im Sinn von sozialdemokratischer Lebens- und Geschichtsbetrachtung ist zwar nicht materialistisch, wie er stolz und seine Gegner mißachtend sagen, aber durchaus irdisch: Wer das Heilmittel in Organisation und Willen zur politischen Macht sieht, nur an dieses Mittel glaubt, das nach seiner Meinung den Geist von selbst erzeugen werde, ist Optimist und Positivist in einem Grad, der dem religiösen Menschen unerträglich, oberflächlich köhlerhaft und banal aufklärerisch erscheint. Denn religiös sein heißt, auch jenem Pessimismus zugänglich sein, der erstens dem Ruf nach irdischer Tat, nach Aufenthalt in der Arena des Geschehens einen Widerstand entgegensetzt, und zweitens nicht an das „Glück" glaubt. Der Prediger von Organisation und Willen zur Macht ist aber Anhänger des Glücksbegriffs und so beschränkt, daß er z. B. glaubt, es genüge, die materiellen Verhältnisse zu bessern, um das Verbrechen aus der Welt zu schaffen. Welch eine tiefe, metaphysische Sache ist das Verbrechen; es ist, um nur eine seiner Wurzeln zu

bezeichnen, die Auflehnung des Prinzips des Ego gegen das der Gesellschaft, ewiger Kampf, der gar nicht beigelegt werden kann, weil das Ego der Träger der Vitalität und „Verbrechen", wie jeder dichterische Mensch weiß, absolut betrachtet, eine Manifestation des Vitalen ist.

Doch halten wir uns nicht beim Verbrechen auf. Worauf es ankommt, ist, daß auch Sozialismus wie alle schöpferischen Weltanschauungen eine Synthese aus Ja und Nein werde, worin der religiöse Pessimismus zu seinem Recht kommt: mit andren Worten, die Tat muß als *Problem* empfunden werden, bevor sie als Erlösung gepredigt wird; der Aktivismus muß fundamentiert werden. Oder auch: die Energie des Pessimismus muß dem Optimismus zugeführt, durch ihn gebunden werden; man muß das „Glück" wollen, trotzdem es kein Glück gibt.

Eine neue Willenslehre ist nötig, ihr Zentralbegriff ist die Energie. Was ist der Unterschied zwischen Vitalität und Energie? Jene ist Schlacke, diese Stahl, gehärtet, durchdacht; Vitalität schreit das Ja hinaus und ist Demagogie, Energie sagt: Trotzdem. Vitalität bejaht sich blind, Energie weiß auch vom Gegner in sich selbst.

Die große deutsche Philosophie ist für uns unbrauchbar geworden, weil sie das Moralische als Ding an sich ansah und, wenn sie Pflicht sagte, Gehorsam gegen ein eingebornes Gebot deduzierte. Wir brauchen eine Philosophie, die in umfassendster Weise ausführt, daß der Mensch der souveräne Schöpfer aller Ideen, Normen, Regulative ist. Die Bindung durch das Religiöse im alten Sinn ist verlorengegangen, eine neue durch klare Ideale ist notwendig. Diesen Idealismus novi generis ist der Sozialismus noch schuldig.

Wenn man Geistigkeit als Einschaltung des *Widerstands* gegen die sich anbietenden Ideen und Gefühle be-

zeichnet, so ist Sozialismus heute noch ungeistig. Widerstand ist Kontrolle und Reinigung. Das Verhältnis von Energie und Fanatismus, das heißt von Beherrschung der Mittel und nicht ausdauerndem Ungestüm, gehört ebenfalls zu den Aufgaben der neuen Philosophie.

Das getreue Hannchen

Heute habe ich einen Akt der Selbsthilfe begangen. Ich teile ihn mit, aber ich weiß nicht, ob Sie ihn nachahmen werden. Er bestand darin, daß ich aus einem wissenschaftlichen Handbuch die Widmungsseite herausschnitt.

Brauchte zu Belehrung und Unterricht ein Werk, kaufte es, lehnte mich erwartungsvoll zurück, schlug es auf und las — „Seinem getreuen Hannchen in Liebe und Dankbarkeit".

Ja, verehrter Herr Professor, glauben Sie denn, es interessiere mich zu wissen, daß Sie ein Hannchen haben, daß es treu ist und daß es Ihnen geholfen hat, Manuskript zu schreiben?

Das getreue Hannchen haben wir alle, und was dem einen sein Hannchen, ist dem andern seine Frieda. Die Erscheinung der korrekturlesenden Ehefrau ist so verbreitet wie die der kochenden.

Warum Hannchen in den tausend Stück der kleinen oder den fünftausend der großen Auflage verewigen, statt in einem einzigen, in das man den lieben Namen mit der

Feder einträgt, worauf man das Buch der Freundin übergibt und innig oder verlegen, dankbar oder sachlich, je nach dem Temperament und dem Grad der Freundschaft, hinzufügt:

„Du hast dein Teil beigetragen, hier hast du ein Handexemplar, das nur für dich bestimmt ist."

Hannchen oder Frieda werden es mit Innigkeit vergelten.

Was die Verewigung durch den Druck betrifft, sei Hannchen auf die bewährten Familienereignisse hingewiesen, die man durch die Zeitung unter die Leute bringt; das ist eine Frage der — Umstände, gewissermaßen.

Philosophen werden sagen: warum ereiferst du dich? Ignoriere das getreue Hannchen und lasse ihm und seinem Besitzer das harmlose Vergnügen.

Philosophen sind immer so duldsam. Deshalb kann ich sie nicht leiden.

Welthymne

Man soll nie behaupten, was wahrscheinlich ist. Nicht einmal, daß „Deutschland, Deutschland über alles" nur in Deutschland und Österreich gesungen wird.

Neulich stellte ein Musikkenner öffentlich folgendes fest: „Tatsache ist, daß diese deutsch-österreichische Nationalhymne heute, mitten im Krieg, nicht nur von deutschen, welschen und italienischen Schweizern, sondern auch von Franzosen, Italienern und Engländern gesungen wird."

Natürlich nicht auf den Text, sondern auf die Melodie; teils als Choral, teils als Vaterlandslied eroberte sie im Verlauf eines Jahrhunderts die Länder.

In den Schulen von Genf, Waadtland und Neuenburg singt man: Nous t'aimons, noble patrie, notre monde est dans ton sein.

In italienischen Männerchören: Cara patria, questro core, a te giura eterna fè.

In englischen Kirchen: Glorious things of the are spoken, Zion, City of our God.

Das ist Komik, und sie ist tröstlich.

Eines Tags wird der Bund der Völker kommen, und dann legt man vielleicht dem Text der neuen Internationale das Haydnsche Lied unter. Oder die Texte bleiben verschieden, da ja in alle Ewigkeit die Sprachen verschieden sein werden, aber die Melodie aller Nationalhymnen wäre dieselbe, Symbol der Tatsache, daß das Vaterlandsgefühl überall verschieden, aber — gleich ist.

Dieser Ausweg wäre mehr als geistreich, er wäre tiefsinnig. Deutscher, Serbe, Schwede, Türke, alle eines Bunds. Ein Tag wird dann das werden, was der erste Mai noch nicht ist, Weltfeiertag, Weltnationaltag, und in einer gemeinsamen Bundeshauptstadt werden die Abordnungen aufstehn und das Lied singen, das wahrhaft katholisch, alle umfassend ist. Wann steigt es empor? Ich fürchte, es hat noch nicht Aussicht, demnächst beim ersten Kongreß in Genf gesungen zu werden.

Setzen wir auf das Ideal eine Anekdote, die im Elsaß erzählt wird. Als der Krieg ausbrach, bestieg einer jener Pfarrer, die man die streitbaren nennt, die Kanzel und sagte: „Frihjer hets immer ghaiße: Ditschland, Ditschland iwer alles — jetzt haißts: alles iwer Ditschland." Sprachs, nahm das gepackte Köfferchen und ging wie sein Standesgenosse Wetterle über die Grenze.

Unsterblichkeit

Ihre banalste Form ist das Kinderzeugen, wie Schopenhauer belehrt. Von ihren erhabnen Formen laßt uns summarisch reden, in ihnen betet der Mensch die Flamme an, die ihm Leben gibt, die Kraft.

Da man sich nicht immer in den hohen Regionen bewegen kann, fand man den Ausweg, neben der großen die kleine Unsterblichkeit zu verleihn. Es erinnert an jenes Kartenspiel, in dem man mit dem kleinen Schlag zufrieden ist, wenn es zum großen nicht reicht.

Wer verleiht Unsterblichkeit? Niemand, des Volkes Gunst. Kein Wunder, daß nicht jeder dieses Urteil anerkennt. Es konnte nicht ausbleiben, daß man zur Selbsthilfe griff. Reklame bringt weit, aber von ihr kann man sagen, daß mit der Ursache auch die Wirkung aufhört. Einen Versuch zur ewigen Reklame machte neulich der Bürger, der der französischen Akademie fünfzigtausend Franken (mit so wenig Kapital setzt man sich in Frankreich zur Rente) unter der Bedingung vermachte, daß jeder, der die Jahreszinsen als Preis empfange, eine Lobrede auf ihren Stifter halten müsse. Und die Akademie solle zuhören. Die Akademie lehnte ab, ihr graute.

In einer andren Hauptstadt des Westens hatte jüngst ein Maler mehr Glück, weil sein Einfall besser war.

Zeitlebens hatte er gemalt, aber weder Eintritt in die Ausstellungskataloge, noch in die Gunst des Publikums gefunden. Gerade so viel Talent, um sich zur Kunst zu rechnen, und so viel Geld, daß er ihr treu bleiben konnte. Sei es, daß er ein Haus ererbte, sei es, daß er es erheiratet hatte: er besaß es und bedeckte seine Wände mit den Bildern, die anderswo nicht anzubringen waren.

Eines Tags schrieb er sein Testament und vermachte das Haus der Stadt, auflegend, daß sie es als Museum erkläre und in alle Ewigkeit von zehn bis eins und von vier bis sieben offenhalte. Um jedem Einwand zu begegnen, setzte er eine Summe aus zur Instandhaltung, zur Besoldung zweier Aufseher und zur kostenlosen Aufbewahrung der Schirme — Erleichtrung, die zum Besuch ermuntert.

Die Gemeindeväter berieten und nahmen an. Seit vier Wochen ist das Museum X. eröffnet; es wird in die Listen eingefügt, Baedeker muß es erwähnen, wer Fremde führt, es in sein Repertoir aufnehmen; es ist eine offizielle Einrichtung geworden.

Wie gut, daß er keine Bilder verkaufen konnte, nun sind sie zu einem Lebenswerk vereinigt.

Maler, euch sei diese Perspektive aufgezeigt. Verzweifelt nicht; nichts ist nötig, als ein Haus schuldenfrei zu hinterlassen. Vielleicht erbt und heiratet auch ihr. Tut wie dieser Mann, dann wird es, in hundert Jahren, in Paris oder München ein Dutzend Galerien mehr geben.

Für die andren Künstler ist das Rezept mit einigen Ändrungen anwendbar; hier das Haus, in dem der verkannte Dramatiker Müller seine Bücher schrieb, sie stehn unter Glas und Fach; dort das Privathotel des Komponisten Meier, die Klaviere, die er benützte, sind nach Firmen, Größe, Jahreszahl geordnet.

Nur eins steht noch aus — der Name jenes klugen Malers. Ich habe ihn nicht behalten. Das ist meine Rache.

Er ist von 1867 und beschreibt Paris. Ein Freund erstand ihn für fünfzig Rappen und ich bezahlte dem Freund im Café eine Schale Gold dafür; er hat nach fünfzig Jahren zwei Menschen eine fröhliche Stunde bereitet.

Es war ebenso hübsch, den großväterlichen Herrn Karl Baedeker wie das großväterliche Paris kennenzulernen, denn in diesem Buch tritt der Erfinder des deutschen Reisehandbuchs noch höchst persönlich auf; seither ist sein Werk anonym geworden, fast sind die roten Einbände das einzige, was sich erhielt.

Das Vorwort ist mehr Rechtfertigung als Begründung, und man findet Aphorismen darin. „Nichts ist störender, als das Entfalten eines großen Plans auf belebten Straßen. Schlecht zu speisen gehört unter allen Umständen nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Paris ist zwar ein gutes Stück Frankreich, aber noch lang nicht das ganze."

Mit rührender Umständlichkeit schreibt er Sätze wie folgenden: „Da aber gerade diese Dinge von Zufälligkeiten der Zunge abhängig und sehr häufig auch dem Wechsel unterworfen sind, so soll der Stern nur dartun, daß dem Verfasser Essen und Trinken an dem Tage, wo er in dem betreffenden Hause gespeiset hat, nach Verhältnis gut und preiswürdig erschienen sind." Das ist also die Geburt des Baedekerschen Sterns, der viele Tausende nach Babel geführt hat.

Man entnimmt jedem Satz, daß der Verfasser selbst ausgezogen ist, selbst notierte, selbst die Notizen zusammenstellte — welche Arbeit. Aber noch klingt der Ton an, den man aus Reisebeschreibungen früherer Jahrhunderte kennt: die Entdeckerfreude, das Selbstbewußtsein des Erfahrnen, die Freude, gewonnene Erfahrung mitzuteilen. Die

Leser, an die er sich wendet, sind eigentlich die daheim Zurückgebliebenen, die sich Pädagogik gefallen lassen müssen. Sie werden verstehend genickt haben, wenn sie lasen: „Deutsche Dukaten und Pistolen haben in Frankreich denselben Klang wie englische Sovereigns. Wer dem Franzosen Gold mit vollen Händen zuträgt, ist ihm willkommen; dieser macht dann keine Ausnahme von andren Völkern."

Er weist an: wer Besuche machen will, vergesse den Zylinderhut nicht; beschreibt (wahrhaftig) wie man Briefe in den Briefkasten wirft (ein Brief nach Köln kostet vierzig, nach Berlin fünfzig Centimes, ein Telegramm ebendahin vier Franken). Bei der Adresse der deutschen Gesandtschaften (Baden, Bayern, Hessen, Mecklenburg, Preußen, Württemberg, ihrer sechs), wird erwähnt, daß „hin und wieder wohl ein Wohnungswechsel vorkommt". Welch reizende, an alles denkende Pedanterie.

Andre Züge des alten Herrn sind: die Sparsamkeit und der Bildungseifer; beide Züge gut deutsch und stimmungshaft zurückversetzend in die ärmliche Zeit eines — inzwischen wieder verarmten Volkes. Er empfiehlt, die Preise gleich bei Ankunft in Gegenwart des Hotelwirts zu notieren, danach breit die Auseinandersetzung des zu gebenden Trinkgelds: „Weniger als zehn Centimes (beim Frühstück) zu geben, ist nicht üblich. Der Kellner bedankt sich zwar auch für die Hälfte, ruft dann aber laut, indem er den Sou in die Büchse steckt: „Un sou pour le garçon". Folgt wieder ein Aphorismus, wie alle Aphorismen mit „Nichts ist" anfangend: „Nichts ist unterhaltender, als mit der Zigarre bei einer demi-tasse die Menge an sich vorüberfluten zu lassen". Ja, so saßen auch wir fünfundvierzig Jahre später auf den Boulevards, wenn wir auch die Zigarre mit der Zigarette vertauscht hatten, von der Baedeker folgendes zu berichten weiß:

„Papier-Zigarren (cigarettes), zwei für fünf Centimes, sind für den, der sich an sie gewöhnt, nicht übel. Man muß sich aber hüten, sie vom Hausierer auf der Straße zu kaufen, der sie von zusammengelesnen Zigarrenstummeln selbst zu verfertigen pflegt."

Damit man die Preise in den Restaurants beurteilen könne, setzt er als Maßstab das Beefsteak fest; man bekam es von fünfzig Centimes an, auf in das Paris Offenbachs! Er sagt aber selbst, diese englische Erfindung sei nicht das Beste der französischen Kochkunst. Engländer — wo etwas teuer und gut war, verkehrten schon damals die Engländer, und wo die Bemerkung „Viele Deutsche" steht, war es billig. Wenn wieder Baedekers Paris gekauft werden wird, wird es sein wie damals, dazwischen lag der Wohlstand.

Auf achtzigtausend Köpfe schätzt er die deutsche Kolonie in Paris; Deutsche waren alle Spediteure, viele Schneider, Kellner, Buchhändler, Bankiers. Das war noch 1914 so, nur die Berliner Kokotten waren dazugekommen. Auf die Rubrik Kaufläden folgt die der Straßenrufe, der cris de Paris, deren Text er gibt, wie er ein Kapitel den Kinderspielen widmet und sogar die Noten dazusetzt. Diese hübschen Abschnitte sind längst verschwunden.

Er beobachtet alles, selbst wie es sich mit Damenhüten verhält: Die besten Läden geben keine Preise an, „die Läden, welche Preise bei den Hüten angeben, stehen eine bedeutende Stufe niedriger. Zwischen beiden möchten sich die vielen Hutläden in der Passage du Saumon halten; eine echte Pariserin sagt aber nicht, daß sie dort ihren Hut gekauft hat."

Er war eifrig, ein wenig philiströs, wie es seine Aufgabe mit sich brachte, und gern philologisch wie alle Deutschen. Wenn er vom Theater in Straßburg, damals einer verlornen Provinzstadt, bemerkt, daß auf dem Portal sechs

Musen stehn, fügt er die Namen dieser Göttinnen hinzu und versieht sie sogar mit Länge- und Kürzezeichen, damit nicht einer Thália statt Thalia sagt.

Er ist so deutsch, daß er die Beschreibung Versailles damit beginnt, es habe viel Ähnlichkeit mit Potsdam, dieselben breiten stillen Straßen, dieselbe Bauart der Häuser — Ludwig XIV. als Nachahmer Friedrichs II. Im Krieg mokierte sich einmal eine französische Zeitung über diesen Satz, der sich bis auf die heutigen Auflagen erhalten hat, und tat Karl Baedeker doch unrecht, er hat sich nur ungeschickt ausgedrückt. Sein Buch ist vielmehr eine Huldigung für Paris, dessen Primat als Ort der Freude, des Sehenswerten, der Vitalität, des Gewachsnen und Gewordnen aus jedem seiner Sätze spricht.

Er war ein Beobachter über Mittelmaß, und seine Umständlichkeit ist liebenswert, es ist die unsrer Väter, die sich, wenn sie eine Arbeit um des eignen Nutzens willen unternahmen, vom Nutzen der Allgemeinheit führen ließen. Sein Werk verbreitete sich über die Welt, und wenn der Franzose durch sein eignes Land reiste, nahm er den Baedeker mit. Das wird vorüber sein, auch Baedeker war ein Symbol deutscher Expansion.

Dubonnet

Im Schatzkästlein steht die Geschichte des deutschen Binnenländers, der in die große Stadt Amsterdam kommt und vor einem stolzen Schiff, einem prächtigen Haus und einem gewaltigen Begräbnis fragt: Wer ist das, dem dies gehört? Kannitverstan ist die Antwort, und er beneidet den armen reichen Mann nicht mehr.

Eine gute Geschichte; Pointe und Moral darin, Treuherzigkeit und Humor. Als Knabe las ich sie im Lesebuch; sie hat mir so gefallen, daß ich sie nie vergaß. Und später, als ich auf Reisen ging und in fremde Städte kam, öffnete sie sich mir erst recht. In ihrem Reiz war eine Aufforderung, wie jener junge Deutsche über vier, fünf Eindrücke aufs Geratewohl Eingeborne um Auskunft anzugehn und ein unbekanntes Wort zu erhalten, das ein Band legte, wo gar kein Band war, und Sinn, wo Sinn fehlte.

Sehr jung, in Weltlichkeit nicht eingeweiht, stieg ich am Ostbahnhof in Paris ab und begann sofort, kreuz und quer herumzustreifen. Da stieß ich auf ein Wort, das sich immer wiederholte: Dubonnet. Zuerst bemerkte ich es im Metro, alle hundert Meter stand es an den Wänden des Tunnels. Ich setzte mich auf Bänke in den Parks: Dubonnet stand auf der Lehne wie bei uns, im Land der Ordnung, „Nur für Erwachsne".

Wo Löcher in den Häuserzeilen häßlich gleich Lücken in den Zähnen eines Menschen klafften, prangte blau das Wort Dubonnet, auf den Firsten der Dächer flammte es nächtlich auf, in den Zeitungen füllte es halbe Seiten, umrahmt von leerem Weiß: Dubonnet, sonst kein Wort.

Dubonnet wiederholte ich, und als ich es fünfzigmal nachgesprochen hatte, wurde es wie ein mystischer Ruf, Symbol des Geheimnisvollen in der Wirklichkeit. Die Griechen hatten dem unbekannten Gott einen Tempel gebaut; war es nicht denkbar, daß in der Großstadt ein Wort der Mahnung und fernen Weite metaphysisch rief?

Auf einer Kaffeehausterrasse erfuhr ich die Lösung des Rätselworts; es bestellte einer einen — Dubonnet. Zuerst war ich enttäuscht, dann lachte ich, so fröhlich, daß man sich nach mir umsah. Lehre war es, daß es in der Stadt keine Mystik gibt — wie, warum denn nicht?

Nun wollte ich sie, und wenn es mir gefiel, Dubonnet einen Klang wie dem erhabnen Feldgeschrei einer Religion zu geben, wer konnte mich daran hindern? „Dieu le veut" riefen die Kreuzritter, warum nicht ich Dubonnet?

So wurde mir Dubonnet, was jenem Jüngling Kannitverstan gewesen war, Laut des Tiefsinns, Gleichnis, Wort der eignen Souveränität, die ihren Willen setzt. Gruß, Vater Hebel, Dir.

Der Schädel

Es war einmal ein Dichter; da er zur klassischen Zeit lebte, war gerade ein Platz als Nationaldichter frei, und er erledigte sich dieser Aufgabe aufs beste. Als er starb, begrub man ihn — was hätte man auch sonst mit ihm anfangen sollen?

Es lebte zur selben Zeit ein Architekt; er war gern bereit, Nationalbaumeister zu werden und errichtete eine Familiengruft für das königliche Haus. Der König wurde des Wortes eingedenk: es soll der Dichter mit dem Fürsten ruhn, und ließ den Dichter wieder ausgraben, der so das Opfer seines eignen Zitats wurde. Aber da der Totengräber sich nicht recht erinnern konnte, in welchem von zwei Gräbern der Dichter lag, hatte man die Wahl zwischen zwei Schädeln. Das Gutachten der Haushälterin des Dichters gab den Ausschlag, der von ihr bezeichnete Schädel kam in die Gruft, den andern legte man für alle Fälle zur Seite.

Das Jahrhundert rollte ab und sah den unerhörten Aufschwung der Wissenschaft. Die Hilfsmittel der For-

schung organisierten sich, Methode hieß die Losung, unter der in Universitäten und Seminaren Generationen von Philologen gezogen wurden. Die klassische Periode war das weite Feld, das sie durchpflügten, und sie kamen alle auf ihre Rechnung. Jeder konnte für Doktorarbeit, Monographie und Lebenswerk seinen kleinen Bezirk finden, Spezialität genannt.

Ihrer fünfhundert waren als Forscher der Lebensumstände des großen Dichters zu Amt und Ehren gekommen; da wurde es schwieriger, aus dem Vollen zu schöpfen, und es genügte nicht mehr, auf gut Glück zu beginnen, man mußte bereits einen Einfall haben. Als die letzte Weinrechnung des Dichters in einem abschließenden Werk verarbeitet war, drohte eine Katastrophe einzutreten.

Dem Professor A. war es vorbehalten, einen unabsehbaren Horizont zu eröffnen. Die gesamte Philologie hielt den Atem an (wie, wenn sie ihn nicht wieder gefunden hätte?), Professor A. leugnete kurz entschlossen die Echtheit des allverehrten, in der Königsgruft aufbewahrten Schädels, und bewies in einem Standardwerk, daß der zweite, etwas depravierte Schädel der des Dichters sei.

Die Schädel wurden vertauscht.

Das Buch des Professors A. wirkte wie ein Blitz im Pulvermagazin. Automatisch begannen die Federn zu schreiben. Sein Kollege an der Nachbaruniversität, Professor B., nahm sich des verleumdeten Schädels an, und mit dem schönen Feuer, das die Begeistrung für eine gute und nationale Sache verleiht, schmetterte er A. in einem um hundert Seiten stärkren Werk zu Boden, indem er bewies, daß die Grundtatsachen der Wissenschaft über Neuerungssucht, persönlichen Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit erhaben sind.

Der alte Schädel wurde in die Gruft zurückgebracht.

Professor A. war nicht gewillt, seine Niederlage anzuerkennen. Er wurde zwar selbst, als er eben den letzten, neusten, blendendsten Beweis für seine These gefunden hatte, in der Erregung vom Schlagfluß getroffen, aber sofort sprang eine Schar junger Philologen, die er herangezogen hatte, in die Bresche, und statt des Professors A. war die Richtung A. da.

Professor B. lachte höhnisch auf: diese unselbständigen Nachtreter! Er beschloß, sie mit einem großzügigen Schlag zu vernichten. Er machte die öffentliche Meinung mobil und sammelte mit Hilfe von Fragebogen die Gutachten aller hervorragenden Männer der Nation; er legte sogar keinen Wert auf Titel wie Exzellenz, Geheimrat, Doktor, sondern es genügten ihm die Namen von Schauspielern, Schriftstellern, Parlamentariern und Reedereidirektoren. Die Richtung B. trug einen Sieg davon, der eine ganze Generation lang anhielt.

Der Schädel nach B. nahm wieder die Anbetung der Besucher entgegen.

Eine Generation später kam, durch Schärfe des Nachdenkens, Professors C. auf die so nahliegende und doch noch nicht benutzte Idee, nachzuforschen, wer in dem Grab neben dem Dichter bestattet worden war. Ergebnis: ein Hoffräulein. Professor C. ging mit fanatischer Gründlichkeit an die Eruierung ihrer Lebensumstände und machte eine prachtvolle Entdeckung. Das Hoffräulein war kretinistisch gewesen. Der Schädel nach B. aber wies Merkmale der Depravation auf, also war er der des Hoffräuleins, nicht des Dichters.

Der Schädel nach A. oder kürzer der Schädel A. wurde von neuem in seine Rechte eingesetzt.

Das Aufsehn war so groß, daß ein Hall des Streits bis in eine andre wissenschaftliche Fakultät drang, in der man eigentlich keine Zeit hatte, sich um Literatur zu kümmern. Ein Anthropologe wurde aufmerksam. Lächerlich, Philologen über einen Schädel entscheiden zu lassen, das war Aufgabe der Anthropologie — Philologie war überhaupt keine Wissenschaft —, was sich sofort zeigte, als er die beiden Schädel einer Untersuchung unterzog. Nicht der Schädel B. wies die charakteristischen Merkmale der englischen Krankheit auf, sondern gerade der Schädel A. Ein Kind konnte sehn, das B. normal, A. schwer entartet war, d. h. gewissermaßen, denn die Wissenschaft ist glücklicherweise nicht auf die Gutachten von Kindern angewiesen.

Professor C. verlangte daher, daß Schädel B. rehabilitiert werde — da, einen Tag vor der feierlichen und endgültigen Zeremonie, in elfter Stunde, trat Professor D. auf den Plan und setzte seine ganze Autorität für Schädel A. ein. An der Hand der Totenmaske des Dichters (genialer Einfall!) zeigte er, daß Schädel A. dieselbe klassische Rundung aufwies; außerdem war die Wissenschaft inzwischen so weit fortgeschritten, daß sie auch an einem Schädel das Geschlecht bestimmen konnte: B. sei entschieden weiblich.

Die öffentliche Meinung ist erregt, denn Professor D. ist ebenfalls Anthropologe und ebenfalls Autorität.

So steht die Frage heute. Wie verlautet, ist Professor C. mit einer neuen These beschäftigt. C. ist erst der fünfte Buchstabe im Alphabet, das ihrer fünfundzwanzig hat.

Melancholie

Seltsam ist es, wenn ich nachts heimkehre. Eben noch war ich unter Menschen, mitten in dem, was man das Leben nennt; in dem Augenblick, wo ich mein Zimmer betrete, ist das alles *wesenlos* geworden.

Manchmal höre ich noch unter dem Fenster die Stimmen derer, die mich nach Hause gebracht haben; sie sind froh, erregt, einander zugetan, wie sie den ganzen Abend waren — aber zwischen mir und ihnen ist kein Band mehr. Es ist, als kehre man von einem Besuch zurück, und nun ist man wieder in seiner Grundlage, der Einsamkeit.

Ich trete ans Fenster und blicke hinein in den großen Behälter, der alle faßt, den Raum. Er ist Grund, Sinn, Tatsache; was in ihm ist, nebensächlich. Was im Raum lebt, kann sich einander wohl nähern, aber nicht ineinander übergehn.

Es geschieht, daß ich dann bisweilen mit der Hand an mir entlang fahre, Arme und Beine hinab, mich bückend, Beine und Arme wieder hinauf. Was sind diese Linien? Die Grenze, die mich abschließt und von der Gemeinschaft trennt, das eigentliche Geheimnis dessen, was existiert.

Diese Grenze kann durch nichts überschritten werden, auch nicht durch die Liebe, die alle als letzten Trumpf ausspielen, wenn von diesen Dingen die Rede ist.

Doch, einen Weg gibt es, sie zu überschreiten: sich hinlegen in ein Grab und verwesen. Darum ist diese Stunde der Nacht auch immer die Stunde des Tods.

Andre schreiben, wenn sie nach Hause kommen, in ein Tagebuch, was sie heute taten und morgen tun werden, ach, so ernst; ich denke, mit der letzten Zigarette in der Hand, ein wenig an den Tod.

Es tut nicht weh, es gibt nur einen leisen und fast süßen, aber unsagbar wahren Unterton von Schmerz.

Alle Zärtlichkeit wächst daraus; man geht in Gedanken zur Freundin, die in einem andren Zimmer, oben auf dem Berg, in diesem Augenblick vielleicht auch jenes Letzte fühlt, daß Liebe nicht die Grenze überschreiten kann, und nimmt sich vor, am nächsten Tag menschlich mit ihr über dieses Menschlichste zu sprechen und ihr dann so nah zu sein, wie es denen erlaubt ist, die lebend vom Tod wissen.

Die Zigarette verglimmt, Ding im Raum, wie ich — nun lockt der Schlaf, von dem die triviale Weisheit sagt, daß er der Bruder des Todes ist. Und diese Wahrheit ist wahr, gute Nacht.

Städte

I

Alles in der Stadt hatte den Zauber der ersten Wochen verloren. Er war traurig darüber. In diese Stadt zu kommen, war wie neue Jugend gewesen.

Nun sah er nicht mehr einen Aufbau weißer Wände, hinter denen Lebendes war, von dem er, Wandrer, nichts wußte, sondern nur noch wie ein Handelsredakteur wirkliche Häuser, in denen Geschäfte waren, deren Realität sich in Zahlen ausdrücken ließ.

Er sah nicht mehr See, Berg, Brücke, Terrasse mit Café, sondern diese Dinge hatten alle den bestimmten Artikel angenommen, der dem Bürger notwendig erscheint, ihn aber matt und melancholisch machte.

Sein Gehirn war, wenn er durch die Straßen ging, ein Kasten geworden, in dem fortwährend Namenklappen herunterfielen, wie in einem Bahnhof, in dem Ordnung wohl notwendig ist.

Er liebte die Stadt nicht mehr. Da mußte er in der Nachmitternacht ein Mädchen vor ihr Haus bringen. Sie wohnte außerhalb der Stadt und der Weg führte bergan. Häuser in Gärten standen hoch, die Kerzen von Kastanien wiegten sich höher. Der Weg sank in ein Tal, weiße Villen lagen auf der Sohle; ein Bach lief noch tiefer.

Der Weg führte zur Seite, ein Wäldchen, wie Haar auf einem Körper, legte sich vor; noch unter den Bäumen roch er den Duft von Getreide dahinter.

Eine Fabrik starrte mit gelben Fenstern, geregelter Brand; ein Traindepot leuchtete, helles Schlafzimmer mechanischer Geschöpfe; auf einem Berg der Ferne hospizhaftes Licht.

Traumhaft weit das Weite, sehnsüchtig nah das Nahe. Zart verhängter Schimmer einer roten Stube — selber drin sein in Liebe des Weibs.

Ein Hahn krähte — neu. Ein Brunnen rauschte — neu. Bäume wiegten sich, Wind kam vom Morgen — neu, neu, noch einmal jung das in ihm Erstorbne.

2

Pfingsten, heiß, blau, großer Feiertag der Menschheit. Gang zum See, Ausruf des Erstaunten: Spiegel des Wassers, Breite der Bucht ist geworden wie ein von Städten besetztes Gefilde, bedeckt mit Fahrzeugen und Menschen.

Fünfhundert Boote, Dampfer mit Wimpeln, Segel der Richtung des Winds gehorchend oder gegen ihn

kreuzend, Holzschaufeln wie Beine, die auf dem Wasser laufen.

Hügel links und rechts, weit hinaus von Ortschaften besetzt, schicken Ruderndes zur Stadt, von der Stadt eilt Ruderndes entgegen — alles Ausgreifen, Eifer und Ziel.

Abgeordnete eines Südseearchipels scheinen es zu sein, die zum großen Fest fahren. Menschlicher Ameisenstaat ist es, der in Kolonnen marschiert.

Summen, Lachen, Freude, gewaltige Gemeinschaft, Vision des dreiundzwanzigsten Jahrhunderts, die Großstadt am See, wenn die Erde bedeckt ist mit mildgewordnen Menschen und denkenden. Neuheidnische Wissende, wenn Christentum nicht mehr nötig ist, denn es erfüllte sich. Zahllos an Zahl, übervölkert und alle friedlich.

Kein Haß, kein Krieg. Nicht Unordnung, Reglung.

Herbst

Die Luft ist hell, die Bäume sind gelichtet, der Himmel ist blau, die Perspektiven sind weit — Befriedigung, Ist und Sind zu sagen. Aus allem kommt Duft von glimmend Verbrennendem, auch in der Stadt. Um Mittag noch einmal die Sonne heiß, letzte Erinnrung an den Sommer, letzte Freude, die festgehalten sein will.

Erregt die Kapitale, von den Hügeln der Oberstadt ameisenhafte Pilgerzüge in die Zusammendrängung der Unterstadt, dieser Raupe auf der Talsohle; von der Unterstadt klettern Trams hinauf in die Vororte, in denen die hallenden Geräusche der Hochebne vernommen werden, stärker, weiter als sonst, denn die Herbstluft leitet.

Im Sommer roch die Unterstadt, jetzt ist sie Verheißung, Stätte der Konzentration, Schoß der Massen, Mutterzelle der Menschennähe, Sitz der Cafés, Museen, Ausstellungen, Salons des Winters. Liebe zur Masse, Sehnsucht nach der künstlichen Wärme, Gemeinschaftsgefühl, in mir.

Das ist die Ahnung des kommenden Winters, die Freude auf das Märchen der Großstadt, wenn über Steinschachten die aufgereihten Monde der Kugelschalen hängen werden. Sozialer Monat September, Beginn der Zurückwandrung in die Städte, darum liebe ich den Herbst, ich Großstadtmensch.

Der neue Stern

Man sitzt im Café und liest vom großmächtigen Krieg, den großmächtigen Heeren diesseits und jenseits der See und den großmächtigen Staatsmännern, die über alles das Reden halten. Es ist so hell und still im Café und das ermutigt ohne Zweifel mein Hirn, eine Art Lebewesen in mir, das zu Gast sitzt, ohne noch länger die Höflichkeit des Gastes zu üben, vorsichtig die Frage vorzuschicken: warum schlachten sie sich, die so kurz auf der Erde weilen? Habt ihr denn nicht den Tod dazu?

Und es fällt mir ein, daß der alte Renan den Krieg von 1870 vom Standpunkt des Sirius (oder war es der Mars?) zu betrachten versuchte.

Vom Standpunkt des Sirius aus muß es allerdings unendlich nichtig sein, ob ein Streif Land dem Reich im Westen oder dem im Osten gehört. Ich vermute nur, daß die Geschöpfe des Sirius auch Krieg führen und es nicht besser treiben als wir. Vielleicht sagt dort einer: vom

Standpunkt der Erde aus . . . und seine Landsleute fahren ihm ebenso über den Mund wie es Renan geschah.

Und nun, da ich in großen Weiten denke, will es der Zufall, daß ich in der Zeitung von dem neuen Stern erster Klasse lese, der im Adler aufgeflammt ist. Eine Weltkatastrophe soll es sein, aber so fern, daß sie das Licht eines Sternes erster Klasse herübersendet. Was das schon ist, das Sternenlicht erster Klasse. Es erinnert an Rat erster Klasse, Ehrgeiz des Menschen.

Heimgehend suche ich den Himmel nach dem Stern ab, ich finde ihn nicht, denn ich weiß nicht, wo der Adler steht. Es ist gleichgültig. Was ist der Adler? Eine von Menschen erdachte Zusammenfassung von Sternen, die so weit auseinander liegen, daß sie nichts miteinander zu tun haben. Als wenn ich ein Dreieck aus Tokio, Kopenhagen und Kapstadt zusammenstellte, Spielerei.

Und zu denken, daß die Katastrophe, die wir im Juli 1918 endlich feststellten, sich in Wirklichkeit vor hundertachtundvierzig Jahren, nämlich 1770 vollzogen hat. Als Friedrich der Große sich zum Sterben anschickte, drückte es die Zeitung aus, als Goethe seine Kräfte wachsen fühlte.

Vorausgesetzt, daß es wahr ist (wer kontrolliert das, was sich Wissenschaft nennt?), welch unbegriffene Sache ist die Existenz. Erhaben? Warum nicht sinnlos? Ich ziehe die Bitterkeit der Sentimentalität vor.

Was ist der Raum? Das Nichts, in dem wir ausgesetzt sind. Und diese Aussetzung verschlimmert ihr euch, indem ihr Krieg führt um Dinge, die ihr nicht behaltet, da ihr ja sterben müßt. Der Vorteil der Enkel? Erlaßt mir die Antwort.

Oder ist, daß wir sie verschlimmern, gerade Sinn und Erfüllung? Ernsthafte Frage. Nein, bauen wir die Philosophie des Bösen nicht aus, zerren wir die Ewigkeit nicht

heran, um unsre Armseligkeit zu rechtfertigen. Habt ihr nicht das Christentum erfunden? Schöne, gewaltige Idee. Und nun, da ihr zwei Jahrtausende Christen seid, bringt ihr euch doch um. Was tut ihr denn? Ihr handelt ja wie die Wilden, die einen Sakkoanzug anziehn und sagen: nun sind wir keine Wilden mehr.

Leben, das gegen sich selbst wütet — wie vegetativ, dumpf und ohnmächtig ihr seid. Unter dem Gesichtspunkt des Sirius kann man nur Mitleid mit euch haben, und es ist Geringschätzung darin. Ich habe übrigens keinen Grund, mich auszuschließen. Wir sind alle Narren.

Sommernächte

O, wie sie zum Fragen anregen, die Sommernächte mit den Sternen.

Zu denken, daß, was man wie ein Nebeneinander sieht, die Gestirne, in Wirklichkeit hintereinander steht, schreitend in Tiefe, klirrend in Rotation.

Sind sie bewohnt gleich unsrer Erde?

Je mehr man darüber nachdenkt, desto eher ist man geneigt, es zu glauben.

Leben der Erde hängt ab von der Atmosphäre und den Bedingungen der Elemente. Fisch im Wasser, Vogel in der Luft, Gänger auf dem Boden.

Ist anderswo nicht Wasser, nicht Luft, nicht Krume des Lands, ist doch etwas andres da, Materie irgendeine, mit irgendwelchen Eigenschaften.

Es ist wahrscheinlicher, daß dort Leben besteht, als daß keines besteht.

Welcher Art dieses Leben sei, niemand kann es ausdenken. Aber wenn es jemals uns sichtbar wird, kann es uns nicht erstaunen, nur entsetzen vielleicht.

Ihr werdet sehn, daß es euch nicht erstaunt. Soviel Sinn für das Muß haben wir.

Wird es uns sichtbar werden? Warum nicht? Seltsames wurde schon gefunden; je mehr wir finden, desto näher kommen wir dem Seltsamsten und Letzten.

Im Jahr viertausend nach Christ dringen Annexionisten des Mars zu uns vor und wollen aus der Erde eine afrikanische Kolonie machen. Der Völkerbund der Erde nimmt den Kampf gegen sie auf und besiegt sie — wird besiegt?

Vielleicht aber sind sie gültiger als wir und nehmen nur unbekannte Genußmittel von uns mit, Tabak und Rebe.

Intertellurisches Porto wird eingeführt, und man hat eine Freundin auf der strahlenden Venus. Die Zeitungen bringen Vermischtes aus dem Kosmos, es findet ein Kongreß auf dem Mond statt, und die Gäste von der Erde werden angebunden, damit sie die Schwere haben.

Nicht Unbegriffnes mit Späßen umstellen. Es ist nur alles denkbar.

Ich möchte wiederkehren, oft, ich möchte Chidher sein, der alle fünfhundert Jahre desselben Wegs gefahren kommt.

Man würde seinen eignen Urenkeln begegnen und sehn, ob sie Züge von uns tragen. Man wäre gütig zu Frauen, die von Frauen abstammen, die zu uns gut waren.

Man würde interviewt werden über den großen Krieg (Haben Sie Hindenburg selbst gesehn? Man würde ja sagen, obwohl es nicht wahr ist). Man wäre weise und besäße das Grauen unermeßlich, das man jetzt in einer Sommernacht nur ahnt.

Eigner Garten

Mein Garten ist achtzig Quadratmeter groß, es ist nur ein Gärtchen, es ist ein Vorgarten.

Eingeschlossen vom Haus, der Straße und zwei Zypressenhecken, die ihn von den Nachbargärten abschließen, ist er gerade groß genug, um fünf Spalierobstbäumen, einem Bohnenäckerchen, einem Erdbeerbeet, einem Rasenstück, darin ein Rosenbeet, und einem Randstück mit Maiglöckchen, Schlüsselblumen und Veilchen Platz zu gewähren. An der Straße, schon halb über sie gebeugt, steht noch ein Birnbaum. Eine winzige Welt — es ist eine Welt.

Jeden Tag verweile ich eine Stunde als Arbeiter darin, eine zweite als Besucher.

Es gibt immer etwas zu tun, Jäten, Tiere ablesen, Umgraben, Gießen. Die Erde um die Erdbeeren will gelockert, die um die Bohnen gehäufelt werden; man kann Rindenschorf abkratzen, denn es nistet das Ungeziefer dahinter; man kann die Rosen binden — für Hacke, Schaufel, Gartenschere ist immer Arbeit.

Jeden Morgen ist es gut, die Schnecken abzunehmen, unterläßt man es drei Tage, ist eine Handvoll der Winzigsten schnell gesammelt. Wohin mit ihnen? Ich mag sie nicht töten, so trage ich sie gegenüber auf eine Wiese, aber ich weiß nicht, ob deren Besitzer einverstanden wäre, wenn er es wüßte — doch er weiß es nicht.

Einem, der nicht töten will, machen auch die Regenwürmer zu schaffen. Bei jedem Stich in die Erde schneidet man einen oder zwei durch. Man hört sagen, daß sie es überleben, aber ich sehe, daß sie sich winden oder manchmal ganz starr vor Krampf anschwellen. Was ist da zu machen?

Dieselbe Gewissensfrage, wenn man einen Maikäfer ausgräbt, dreiviertel braun, ein Viertel noch weiß. Die Amsel, die mir neulich zuschaute, hätte Rat gewußt — gib ihn mir. Nun, ich habe ihn wieder zugedeckt, damit auch sein letztes Viertel noch braun wird. Ich bin ja nicht eigentlich Landmann, der das Gewürm als seinen Feind betrachtet, sondern ein mit allem Lebenden verbundner Geistiger, deshalb mag ich nicht töten.

Wie wohl es dem Geistigen tut, mit der Realität, der Erde, ihrem Wachsen, ihrer Pflege eine Gemeinschaft zu haben. Früher suchte ich sie, indem ich einen Morgenspaziergang machte. Das war auch etwas, aber nicht so verbindend; jetzt ist eine Wechselwirkung hergestellt zwischen dem Garten draußen und dem Schreibtisch drin — die Materialität und die Geistigkeit. Solange ich in Berlin oder einer andern Stadt weilte, merkte ich vom Frühling nicht viel; jetzt merke ich ihn in jeder Stunde.

Aber es ist nicht so, daß die Beschäftigung mit der Natur von der menschlichen Gesellschaft fortführt, im Gegenteil sie führt, nachdem Ergänzung und Korrektur vollzogen sind, zu ihr zurück, stärkt die Vorstellung ihres Aufbaus. Man sieht von dem aus, was das ewige Fundament ist, vom Boden, und überblickt klarer diesen Aufbau und sein eigentlichstes Gerüst, die Arbeit. Ich wüßte nicht, was mir eine größre Bagatelle gewesen wäre als ein Salatkopf oder ein Ei. Sie müssen gezogen und verkauft werden, sie sind so wichtig wie das neuste Buch, das mir der Briefträger ins Haus bringt.

Mittags lege ich mich eine Stunde auf den Rasen in die Sonne. Man kann auf ihm lesen, vespern, schlafen, ins Licht blinzeln, sogar schreiben, und man wird braun. Gibt es größres Glück, als nicht in ein Bureau gehn zu müssen? Philosophie, bei der mir mein Kater hilft. Sein

Name ist Dada. In der ganzen Welt heißt nur er so, er ist der erste dadaistische Kater.

Übrigens hat mein Freund Tristan Tzara schon ein Gedicht auf mein Haus gemacht, ein dadaistisches versteht sich, und Maison Flake ist zu Paris in einer radikalen Zeitschrift erschienen. Wäre es nicht französisch und zu lang, würde ich es hierher setzen.

Und ein andrer Freund, Hans Arp, hat auf Bücherschrank und Lehnstuhl rote und goldne Kreise gemalt. Jetzt weiß der Leser alles Wissenswerte von meinem Haus.

Vom Viel- und Wenigschreiben

Non multum sed multa setzte Schopenhauer als Motto vor seine Werke; immerhin hat er es zu einer stattlichen Reihe gebracht. Wen es quält, daß man heute zu rasch und zu viel schreibt, kann das Non multum sed unum proklamieren, das eine Buch, das alle Quintessenz seines Denkens und Fühlens enthält und dafür ein Jahrhundert überdauert.

Es gibt keinen Schriftsteller, den dieses Ideal nicht in einem gegebnen Augenblick oder in Abständen beschäftigt. Der höchste Ehrgeiz müßte in der Tat sich zufrieden geben, wenn es gelänge, durch ein Buch unsterblich zu werden, durch ein Buch ohne Nähte und Nächte, ohne jene Geleise, auf denen der Gedanke automatisch weiterläuft — und jeder Gedanke ist ein solches Geleise, das zu legen wohl schwer ist, abzubrechen aber noch schwerer.

Wie würde jemand verfahren, der dieses Ideal verwirklichen will? Er würde zunächst seine Ideen reifen lassen. Kann man sie aber reifen lassen, ohne daß man sie unaufhörlich entwickelt und zu formen sucht? Schon hier ergibt sich, daß die eifrige Produktion unter andrem ein Mittel ist, um sich zu trainieren, die Vorhöhn zu ersteigen, durch fortwährendes Variieren in der Welt der Probleme heimisch zu werden, Kraft zu stählen.

Man könnte sich allerdings denken, daß einer so viel Energie hat, diese Produktion nicht zu veröffentlichen, sondern als Vor- und Übungsarbeit zu behandeln. Aber ich vermute, daß er in diesem Fall bequem und lässig wird, immer noch Zeit zu haben glaubt, zu kritisch über den Wert der Produktion denken lernt.

Denn was heißt in praxi Schweigen und die Wirkung ganz in die Zukunft verlegen? Eine anonyme Existenz führen, sich am Bewußtsein schadlos halten, daß die Leute nicht wissen, welch ein Denker oder Künstler unter ihnen weilt. Es wäre die vollkommne Ausschaltung jenes Ehrgeizes und jenes Wunschs nach Wirkung, die normalerweise die Rolle des egoistischen Antriebs spielen, weise und legitime Einrichtung der Natur.

Dieses Schweigen unter Vorbehalt ist wohl nur solchen Naturen möglich, die den Dingen gegenüber eine mondäne Stellung einnehmen, von unmittelbarer Entladung des Temperaments nicht viel halten, auch im Seelischen und Geistigen Grandseigneur sein wollen. Es liegt nah, anzunehmen, daß ihr produktiver Drang nicht das Vitalste an ihnen ist. Die Salonkultur des achtzehnten Jahrhunderts brachte solche Schriftstellerkavaliere hervor.

Ich kann mir nur eine Existenz denken, die ehrgeizloses Schweigen mit vollendeter Geistigkeit verbindet: den geruhigen Philosophen, der fern von der Welt lebt, als

Landmann Einsiedler tätiger Weiser. Diese Stimmung geht von Laotse aus, auch von Spinoza. Aber ein Maler, der nur ein Meisterwerk malen, ein Plastiker, der nur eines formen will, sind undenkbar. Ein Dramatiker, der nur ein geniales Stück schreibt, ist Konstruktion, denn entfesselte Produktivität läßt sich nicht abstellen. Ein Lyriker, der nur einen Band dichtet, müßte jung sterben, oder wie Rimbaud des geistigen Zustands müde werden und in die Welt außerhalb der Zivilisation gehn — schöne Tat, aber etwas Einmaliges, durch Wiederholung entwertet.

Der Vorsatz des einmaligen Werks ist Utopie, das Werk wird gar nicht gelingen. Es gelingt nur durch die entgegengesetzte Methode: durch Produktion, in deren Reihe es, unbestellbar und vom Willen unabhängig, auftaucht, durch die vorangehenden wie durch die nachfolgenden Werke bedingt.

Es besagt gar nichts, wenn einer viel schreibt, es gibt Naturelle, die so expansiv sind, daß sie jenes „Kein Tag ohne Zeile" wahrmachen. Je umfassender ein Geist ist, d. h. je breiter sich die Ebne des Menschlichen vor ihm ausbreitet, desto umfangreicher wird sein Lebenswerk sein.

Das heißt nicht das Vielschreiben empfehlen, sondern nur dem Temperament keine Gesetze vorschreiben. Konzentration wird nicht durch Unterdrückung der Produktion erreicht, sondern durch Abstoßung von Neigung zur Breite, Sentimentalität, Eifer — aber diese Nebenerscheinungen des sogenannten schöpferischen Zustands scheiden, vorausgesetzt, daß man zur Geistigkeit von Rang gehört, eben durch die Übung aus.

Es hat also keinen Sinn, zu sagen, daß Goethes fünfzig Bände sich auf fünf zusammenziehn lassen, und daraus den Schluß abzuleiten, daß er nur fünf hätte schreiben sollen. Wer schreibt denn nur um der Nachwelt, der

andren willen? Produktion ist auch eine persönliche Angelegenheit, eine Regulierung des produktiven Triebs im Sinn von Abstoßung und Ausscheiden. Kurz, die Umfangsfrage stellt sich als nebensächlich heraus. Die hundert Seiten des Lyrikers sind nur insofern konzentrierter als die tausend des Epikers, als Lyrik an sich konzentrierter als Epik ist, dafür ist der Horizont des Epikers oder Dramatikers umfassender als der des Lyrikers; eine Stimmung läßt sich in ein paar Worten einfangen, eine Figur nur in Zeilen, ein Geschehnis nur in Seiten.

Man müßte denn den Wert der Produktion, der Beschäftigung mit seelischen Angelegenheiten, überhaupt in Frage stellen. Aber das ist eine Frage für sich.

Sammler

Es ist schwer zu sagen, welcher Gemeinplatz der banalste sei. Vielleicht der Goethes: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Es ist ein moralischer Aphorismus, und das ist seine Schwäche; in Wirklichkeit denkt kein vernünftiger Mensch daran, einen Umgang nur nach moralischen Gesichtspunkten zu regeln. Er kann z. B. mit jemand umgehn, obwohl er selbst moralisch und dieser unmoralisch ist, zum Ausgleich, aus Interesse, aus Duldung.

Das erinnert mich an einen Gemeinplatz Schopenhauers, der so kategorisch gegen das Kartenspielen gerichtet ist, daß seither mancher nicht den Mut hat, Karten zu spielen, obwohl er es gern möchte. Warum soll ich nicht das Spiel lieben, auch wenn ich Sokrates bin — zum Ausgleich, aus Ausspannung, des Reizes wegen? Gestehn

wir es doch, wir alle, die geistigsten Menschen, langweilen uns einmal, oft.

Aber ich wollte gar nicht von Gemeinplätzen sprechen, sondern vom Sammeln. Die Gemeinplätze kamen mir nur in den Sinn, weil ich den Goetheschen zu variieren gedachte: „Sage mir, was du sammelst, und ich sage dir, wer du bist". In Wahrheit kann ich das aber keineswegs. Ich finde es zwar reichlich verschroben, Knöpfe zu sammeln; und Waffen sammeln, würde mich langweilen. Aber ich sage mir doch, daß es ungerecht wäre, von dem Knöpfesammeln einen Schluß auf den Charakter zu ziehn. Vielleicht ist es sogar eine interessante Beschäftigung. Seien wir duldsam und lassen wir jeden sammeln, was er will.

Ich sammelte als Knabe Steine, Briefmarken und die Namen von Lokomotiven. Letztgenanntes kann nicht jeder, denn nicht alle Staaten geben ihren Lokomotiven Namen. Ich vermute, dieses Sammeln war nur ein Vorwand, um recht oft auf den Bahnhof zu gehn und der abenteuerlichen Atmosphäre des Reisens teilhaftig zu werden; es war mein Ersatz für die Ferienreisen, die reichere Mitschüler machten. Wunderbar war es, nachts um zwölf zum Bahnhof zu schleichen und den Namen der beiden Maschinen festzustellen, die den Orienterpreß zogen. Als ich einen Bart bekam, brach ich diese Statistik ab, aber noch heute sehe ich gern nach dem Namen der Lokomotive.

In den nächsten zwanzig Jahren sammelte ich nichts mehr, es seien denn Bücher und Holzschnitte. Aber es blieb immer beim Versuch. Nach einer gewissen Zeit langweilte es mich — nicht im eigentlichen, sondern im philosophischen Sinn, und damit decke ich einen Hauptzug meines Charakters auf. Ich habe immer wieder ein Bedürfnis, geistig und physisch nicht seßhaft zu werden, mein Herz an nichts zu hängen.

Hätte ich alle Bücher, die ich schon besessen habe, in einem Raum, so könnte ich mir eine Bibliothekarin halten (als ob das ein Vergnügen wäre) oder heute, wo die schönen Drucke der letzten zwei Jahrzehnte deutschen Buchgewerbes historisch geworden sind und gewiß auf lange hinaus nicht fortgesetzt werden — heute könnte ich ein kleines Vermögen verdienen. Nun, es geschah im Lauf der Jahre sieben- oder achtmal, daß ich sie zu Schleuderpreisen verkaufte, um immer wieder in den Zustand dessen zurückzukehren, der ohne Gepäck und Kisten dasteht, was symbolisch gemeint ist: der unbeschwert und frei sein will.

Das Geld, das ich dafür bekam, war mir ziemlich gleichgültig, aber wirkliche Befriedigung gab die Philosophie, daß es für alle Dinge, die sonst nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen wären, für Haus, Anzug, Baum, Kuh meinetwegen, doch einen Generalnenner gibt, in den sie alle aufzulösen sind — eben das Geld. Indem man sie auf Geld reduzierte, verloren sie ihre Materialität, ihr physisches Gewicht, ihre lästige Schwere. Ich weiß nicht, ob man mich versteht (aber ich hoffe es): Geld ist die größte Abstraktion.

Heute sammle ich wieder. Es sind die ersten Nummern neuer Zeitschriften, die ich sammle. Ich kam dazu, weil ich vor den zahllosen Wochen- und Monatsheften, auf die ich abonnieren oder für die ich arbeiten sollte, ratlos wurde. Sie fuhren in allen Fächern des Bücherschranks und des Schreibtischs umher. Eines Tags, als ich aufzuräumen begann, legte ich die ersten Nummern zur Seite, und so bin ich Erstnummernsammler geworden.

Man macht immer die Philosophie auf die Situation, und so philosophiere ich nun gelegentlich über meine Sammlung. Es wäre entsetzlich, müßte man die Beiträge aller

Hefte einer einzigen Zeitschrift lesen, aber das erste Heft zu lesen, ist interessant, kurzweilig und ganz belehrend. In ihm stehn die Programme, die Versprechungen und der Nachweis, warum gerade diese Zeitschrift eine Lücke ausfüllt.

Sammelt man nur das erste Heft, so ist man der Sorge ledig, für Vollständigkeit zu sorgen, und erspart die Abonnementsgelder. Lustig ist es auch, die Titel zu beachten. Die früher beliebten mythologischen sind aus der Mode gekommen, aber in der Erfindung symbolischer sind die Köpfe unerschöpflich — wieviel „Wege" und „Brücken" mag es schon gegeben haben? Am häufigsten kommt das Wort Neu vor. Gut gefiel mir die ebenfalls veraltete Methode, die Namen der Verleger in Verbindung mit dem Wort Magazin zu verwenden. Müllers Magazin, Fischers Magazin war oder wäre eine klare Bezeichnung.

Den nonchalentesten Titel führt eine Zeitschrift „Die Pleite", worunter sie nicht ihre eigne, sondern die der Zeit versteht; den verrücktesten und ehrlichsten Titel „Das Hirngeschwür". Ihre Besonderheit ist, daß ich sie immer in irgendeinem Zusammenhang angeführt finde, aber bis heute noch nicht auftreiben konnte. Vielleicht handelt es sich um eine unübertrefflich wohlfeile Manier, Zeitschriften erscheinen zu lassen, indem man sie als existierend ausgibt, aber gar nicht druckt. Sollte dieser Herausgeber ein Dadaist sein?

Dada

Es gibt für Dada noch eine andre Erklärung als die ein wenig nichtssagende, daß das Wort bei einer wilden Völkerschaft, die niemand anzugeben wüßte, Kuhschwanz

bedeutet. Das war ein Scherz, den ein Feuilletonist für Ernst nahm, und man weiß, daß Feuilletonisten es wie die Gelehrten machen, die aus zehn Büchern ein elftes zusammenstellen: es entsteht ein Feuilleton aus dem andren.

Dada ist etwas mehr als der Import des Kuhschwanzes in die Literatur; es ist eine Art Philosophie und eine Art geistiger Bewegung. Ich bin nicht Dadaist, aber ich habe Verständnis für Dada und will ein paar aufklärende Worte darüber sagen.

Dada ist dasselbe wie einst die berühmte und wenig verstandne romantische Ironie — eine Aufhebung. Aufgehoben wird der Ernst, nicht nur des Lebens, sondern auch jeder auf dem Gebiet der Weltanschauung, der Literatur und Kunst gefundnen Idee. Differenzierte Menschen haben ein Gefühl dafür, daß jedes Ja und jedes Nein, das wir urteilend aussprechen, jeder Glaube an irgendeine der optimistischen oder pessimistischen Betrachtungsweisen, jeder Ismus, vom Naturalismus bis zum Expressionismus, eine Festlegung, Verengrung, Ungerechtigkeit ist, daß das Rezept an einem gewissen Punkt versagt, nämlich da, wo es missionshaft und pathetisch wird, vor allem, wo es pathetisch wird.

Was wäre pathetischer als der, der sein Rezept ernst nimmt? Jeder Künstler ist pathetisch; die hohe Kunst, die heilige Kunst, die Tiefe, das Wichtigtun sind pathetisch. Alle diese Dinge verlangen in einem Hirn, das seinen Ideen und denen der andren noch um einen Grad überlegen sein will, eine Aufhebung. Die Romantiker erzielten sie, indem sie neben ihre Religiosität die Ironie setzten, aber es ist klar, daß man noch einen Schritt weiter gehn kann, indem man sich nicht bei der Mischung beruhigt. Das ist Dada.

Es ist der Zustand des durchgeführten Relativismus und des souveränen Skeptizismus, aus Philosophie, aber mit dem Grauen davor, diese Philosophie zu einem dogmatischen Positivismus zu machen. Daher die Paradoxie, daß, wer den Dadaismus verwerfe, Dadaist sei, oder: daß man dem Dadaismus überhaupt nicht entgehn könne, auch wenn man ihn beim Staatsanwalt denunziert.

Aus Religiosität und Ironie der Romantiker entstand der Weltschmerz, von nichts sind die Dadaisten so entfernt. Gott bewahre, sagen sie, und hier wird ein Temperamentsunterschied deutlich, der ein Unterschied der Energie ist. Sie klagen nicht über die verlorne Kunst, sondern lachen darüber; es kommt ihnen nicht darauf an, grundsätzlich zu fragen: ist Kunst überhaupt nötig und so unentbehrlich?

Und hier zeigt der Dadaismus plötzlich seine ernste Seite, wird Bundesgenosse jüngster Bestrebungen, die alle von der Opposition gegen die Methoden und gegen den Inhalt der bestehenden Kunst ausgehn; er erklärt: Konflikte darstellen (in der Literatur) ist banal, Milieuschildrungen sind langweilig, nicht nur weil sie das Primat der Themen, also des Materials, über den Künstler, bedeuten, sondern auch weil diese Stoffe Wiedergabe des Bestehenden, Zeitlichen, Bürgerlichen sind, also dem Begriff Kunst widersprechen; und er erklärt: Gegenständlichkeit darstellen (in der Malerei und Plastik), Landschaften, Engadinschneefelder, Kühe, Häuser, Porträts, ist zu sinnlich, also zu ungeistig und ebenso bürgerlich wie ein Konflikt zwischen Vater und Sohn, Ehemann und Gattin.

Daher die merkwürdige Tatsache, daß hier der Dadaismus zur sogenannten abstrakten Kunst überleitet, die alles Gegenständliche verabschiedet. Von dieser abstrakten Kunst weiß man in Deutschland, wo jetzt glücklich mit der Revolu-

tion der Expressionismus offizielle Kunst geworden ist, noch wenig; in Zürich, Paris, Neuyork, Barcelona und Mailand ist diese Kunst sichtbarer, und nicht zuletzt wohltätig an ihr ist, daß sie von dem Haß und dem Raufen der Völker nichts weiß — das sind Dinge jenes Positivismus, die von ihr klar und scharf verachtet werden.

Nun kann man fragen, ob diese abstrakte Kunst nicht ihrerseits ein Positivismus sei, der auf Stilbildung ausgeht, also der Theorie des Dadaismus widerspricht. Und so ist es in der Tat. Ich kenne abstrakte Künstler, die die Innigkeit deutscher Mystiker, den Tiefsinn chinesischer Philosophen und den Ernst der großen Maler haben — für Dada ist das Neosebastianismus, und seine entschlossensten Anhänger ziehn es vor, sich ganz dem Bluff, der Herausfordrung, dem ätzenden Hohn zu widmen; sie sind imstand und setzen ihre eigne Todesnachricht in die Zeitung um des Vergnügens willen, beim Kaffee den Nekrolog zu lesen. Sie treiben das, was der Brüssler Swanze nennt. Sie sind aus eigner, vergnügter Wahl in moderner Zeit das, was früher die Hofnarren waren, und sie benutzen unbedenklich alle modernen Mittel, um von sich reden zu machen, Reklame, Tamtam, Grellheit. Ulk wird Selbstzweck, und die verschiedenen Ortsgruppen suchen sich zu übertreffen; den Vogel abgeschossen hat Berlin, wie immer.

Selbstzweck widerspricht aber Dada. Der Saltomortale kann sich nach einigen Sprüngen nicht mehr überbieten, es bleibt ihm nichts übrig, als entweder mit der großen, ironischen, unpathetischen Philosophie Ernst zu machen, also eine Stilbildung zu suchen, oder eines Tags zu verlöschen. Meine Meinung ist, daß uns in unsrem verzweifelten, alten, abgewirtschafteten Europa eine Philosophie der geistigen Überlegenheit nötig sei. Ob die Dadaisten das Format und die Wucht dazu haben, das weiß ich so wenig — wie sie.

Laotse wird Mode

Alles wird einmal Mode, sogar chinesische Philosophie; Laotse hat seinen Siegeszug begonnen.

Vor wenigen Jahren noch war er eine esoterische Angelegenheit, Entdeckung differenzierter Menschen, in denen ein Überdruß an unsrem zu bewußten, zu materiellen Zeitalter sich mit der alten deutschen Liebe zu Seelenhaftigkeit und denkender Religiosität verband.

Wer noch nicht überzeugt war, daß die Wissenschaft, der Monismus, der expansionpredigende Professor das letzte Wort sei, begann Chinesen zu lesen, die Weisheit besaßen; und Weisheit war eine Mischung von Erfahrung und Zweifel am Wert der Erfahrung; sie war nicht mystisch im mittelalterlichen Sinn, aber sie war der Mystik doch verwandt durch eine Demut gegenüber den Phänomenen Tod und Leben; es wurde nicht die absolute Zurückgezogenheit von der Welt gepredigt, wie bei europäischen Mönchen, aber der Rückzug auf das sinnende Ich als die wesentlichste Klugheit gepriesen; der Eifer des Mönchs fehlte, die Ruhe des Mönchs wurde geboten.

Es war eine Philosophie, die in einer Zeit, der Organisation, Arbeit, Systematik, Maschine am höchsten galt, ganz aussichtslos, ganz paradox schien, und die Empfehlung der asiatischen Weisheit vollzog sich darum leise, freimaurerhaft verschwiegen, in der kleinen Gemeinde.

Heute beginnt man bereits zuversichtlich eine Zeitschrift, wenn man einen deutschen Literaten, der Manifeste an Europa schreiben kann, Romain Rolland und den im Schrank stehenden Laotse oder Dschuangdsi zum Mitarbeiter hat. Die Zeit ist für die Chinesen reif geworden. Es ist vor allem die Ablehnung der Tat, die Warnung vor der Überschätzung des Tuns, die dem Bedürfnis entgegen=

kommen. Die Kräfteanstrengung des Kriegs und danach die bolschewistisch-kommunistische Anfeurung zur Tat, der sozialistische Extremismus, haben einen Rückschlag eingeleitet.

Nur Kurzsichtigkeit oder nur Fanatismus kann hier von Feigheit schlechthin gegenüber der Sache der großen sozialen Ideen reden. Im Ameisenstaat, in der Natur allgemein, mag es nicht weiter darauf ankommen, ob eine Generation geopfert wird, wenn nur die Art erhalten bleibt. Von Menschen ist es zuviel verlangt, daß selbst um einer bessren Gesellschaftsordnung willen eine Generation auf ihr Recht, von Glück gar nicht zu reden, verzichten soll. Dieser Verzicht aber ist genau das Grundargument derer, die die Evolution zugunsten der Revolution verwerfen.

Lenin und Genossen sind mir immer reine Naturalisten gewesen, d. h. Leute, die Menschen so behandeln, wie die Natur die Geschöpfe behandelt, als Material, ohne zu bedenken, daß der Mensch sich selbständig gemacht und an Stelle des grausamen Naturalismus die Regulative Gleichberechtigung und Duldung gesetzt hat — mit andren Worten, daß er neben die Art das Individuum gesetzt hat.

Wir suchen nicht nur als Genus Vollkommenheit und Glück, sondern auch als Einzelerscheinung; unsre Bereitschaft, uns nur als Moment einer aus der Vergangenheit in die Zukunft laufenden Kette zu fühlen, ist beschränkt; ein Mensch ist auch immer ein Ende, und er folgt dem Trieb, sein privates Verhältnis zum Ganzen zu haben und privat den Sinn des Lebens zu durchdenken: deshalb ist er religiös und deshalb philosophiert er.

Es ist nicht nur das bourgeoishafte Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung, das sich so heute anmeldet, sondern die Erkenntnis, daß der kurzlebige Mensch sich beeilen muß, wenn

er den Sinn des Lebens erkennen will, und daß diese Erkenntnis nur dann möglich ist, wenn man von der Tat Abstand gewinnt. Die Sphäre des Geschehens und Sichregens ist auch die Sphäre der Abhängigkeit, der Fronarbeit unter der Peitsche der Ziele und der Zwecke, die außerhalb uns liegen und uns von uns selbst fern halten — sie ist recht eigentlich die Sphäre des Tragischen, insofern diese Ziele, die wir erfinden, Dämon werden, der sich zum Herrn aufwirft.

Das haben die chinesischen Philosophen als von Buddha Geschulte erkannt, und was sie empfehlen, ist ein durch Reize des Lebens in Landschaft und durch kleine Genüsse gemildeter Buddhismus, ein praktischer Buddhismus, der nicht eigentlich das Verweilen in der Tat für alle gleichmäßig und grundsätzlich verwirft, sondern ein wenig schlau vom Gegensatz lebt: mögen die andren sich plagen, ich bin klüger und lasse sie ihren Phantomen nachjagen.

Deswegen verkündet er nicht revolutionär den Widerstand gegen die Macht des Staats, sondern läßt durchblicken, daß für den Weisen es gleichgültig ist, ob draußen im Land ein König oder eine Oligarchie regiert — man sieht philosopisch den versteckten Egoismus dieser Moral, praktisch ihre Unmannhaftigkeit, und wer heute die Chinesen aufsucht, tut gut, sich klar zu machen, daß hier keine heroische Lehre, sondern eine mehr oder weniger vorsichtige und idyllische geboten wird.

Immerhin, ihre Sphäre ist noch religiös, denn Religion beurteilt die Tat pessimistisch als das Reich des Zwecklosen und Bösen, und wenn aus unsrer gärenden Zeit eine neue Religiosität entstehen sollte, so wird sie ohne Zweifel vom Widerspruch gegen die Arena des Tuns ausgehn, sie wird eine Form der Reaktion sein, der Todfeind des allmächtigen Staats.

Ein simultaner Film

Es wird den Leser nicht interessieren, zu erfahren, daß ich seit Jahren in kein Kino ging, weil mir die Sentimentalität und Stofflichkeit dieser Welt hoffnungslos erschienen; aber es wird erklären, weshalb jüngst, als ich mich von einem Unerwartetes versprechenden Freund mitschleppen ließ, der Rückschlag so groß war; denn ich begegnete dem Unerwarteten, einem Film, dessen Stil: packte.

Da ich von Zürich aus berichte, komme ich nicht in den Verdacht, Reklame zu machen; auch kann ich den Titel verschweigen und nur so viel sagen, daß er ein ethisches Abstraktum ist, etwa „Lieblosigkeit" oder positiv gewendet „Duldung". Sein Regisseur ist ein Amerikaner, auch die Aufnahmen sind amerikanisch. Die Vorführung dauerte zwei Stunden, in denen ich weiß nicht wie viele Meilen herunterrasen; seine Herstellung muß Jahre gedauert, Millionen gekostet und mindestens zehntausend Menschen beschäftigt haben. Aber nicht darauf kommt es an, obwohl diese Dinge zur Großzügigkeit der Konzeption gehören, sondern auf diese, die Konzeption.

Man gehe davon aus, daß der Film die Maschine gewordne Idee des zeitlichen Nacheinanders und der Kausalität ist; er schlägt durch seine Mathematik das Drama, er ist abstrakter als dieses, denn er entrollt eine einzige Kette ineinandergehakter Glieder. Das ist der eine Faktor, der eine Stilbildung ermöglichte, wenn man nicht so dumm wäre, die stumme Bühne zum Konkurrenten des Seelendramas zu machen.

Und da der Film Maschine ist, hat oder hätte man zugleich die Möglichkeit, jene Kausalität zwar nicht aufzuheben, wohl aber zu unterbrechen: man brauchte nur ein paar Glieder auszuschalten und könnte sofort phantastische

Wirkungen erreichen, denn Phantastik wie übrigens auch Phantasie ist weiter nichts als die Fähigkeit, Zwischenglieder oder Assoziationsbrücken, die von jeder Vorstellung zur entferntesten und nicht verwandten Abseitsvorstellung führen, herzustellen. Das ist der zweite Faktor einer möglichen Filmstilbildung.

Ein Schritt weiter, und man kann in der Zeitmaschine gleichzeitig vier, fünf Handlungen laufen lassen, die durch Erdteile oder Jahrhunderte getrennt sind, wobei die Gleichzeitigkeit allerdings, um verständlich zu sein, noch immer einen Rest von Nacheinander behalten muß, also darin besteht, daß im Rahmen desselben Stücks vier, fünf Variationen des Grundthemas spielen, die eine solche Häufung von Kausalität bringen, daß der dumpfste Zuschauer fühlt, welcher Dämon uns peitscht und schüttelt: das Geschehn mit seinem Leid, seiner Sinnlosigkeit, seinem sinnlichen Rasen. Diese Möglichkeit, durch Steigerung des Prinzips Dynamik zu erzeugen, ist der dritte Faktor.

Ich werde mich verständlich machen, indem ich den Inhalt des amerikanischen Films erzähle.

In Amerika gründen drei ehrgeizige und sehr amerikanisch moralische Damen einen Bund zur Propagierung von Sittlichkeit; es sticht ihnen in die Augen, daß die Arbeiter einer Fabrik zu viel tanzen und trinken; sie bewegen den Fabrikherrn, die Löhne zu beschneiden: Streik, Niederwerfung, Austreibung, zwei junge Mädchen stehn auf dem Pflaster und beginnen den Leidensweg, die eine des Lasters, die andre des Duldens — es kann nichts Banaleres geben. Hier beginnt die Intelligenz des Autors.

Was bewirkte jene Ereignisse? Der Mangel an Menschlichkeit, die Unduldsamkeit, die Lieblosigkeit: gestalten wir

diese Idee, erheben wir die Banalität zur ethischen Lehre, geben wir Moral, die nicht im Feuilletonroman stecken bleibt, sondern mit unsrem ganzen modernen Temperament Expressionismus treibt. Wo findet man große gigantische Beispiele, daß unduldsamer Bekehrungsfanatismus Verderben wirkt? In der Geschichte. Babylon ward Cyrus vom Hohepriester ausgeliefert, der für seinen Baal fürchtete, weil die Verehrung andrer Götter freigegeben wurde; Christus lud den Haß der Pharisäer auf sich; Katharina von Medici entfesselte die Bartholomäusnacht, weil sie aus persönlichen und allgemeinen Gründen die Protestanten verabscheute. Lassen wir diese vier Handlungen nebeneinander laufen: so ergibt sich eine Kolossalsymphonie menschlicher Tragik mit einer Posaunenmoral, die den Zuschauer durchknetet, bis der Saal stumm wird, denn seine Nerven zitternd sind an die Leinwand angeschlossen.

Gesagt, getan. Man sieht erstens eine Station der amerikanischen Verbrecher- und Leidensgeschichte, zweitens eine Station der Belagrung Babylons, die abgeschlagen wird, drittens eine Station der Tragödie Christi, viertens eine Station der Hoffnungen eines Hugenottenpaars. Zuerst sind die Stationen länger, um den Zuschauer einzugewöhnen, dann wechseln sie rascher, zuletzt wirbeln sie durcheinander, und der Zuschauer folgt spielend, er umfaßt Anfang und Ende der Zeiten: es war immer dasselbe und — es sollte nicht so sein.

Von Zeit zu Zeit kehrt dasselbe Bild als Refrain wieder: eine junge Madonnamutter an der schaukelnden Wiege, im Hintergrund drei Parzen: der Rhythmus des Geschehns durch die Jahrhunderte sei, wird etwas naiv erklärt, vergleichbar einer Wiege, an der Milde und Härte sitzen. Die Wiederkehr dieses Refrains bewirkt, daß die

moralische Symbolik der vier Handlungen nicht über der krassen Fülle vergessen wird; sie ist wie der Chorruf der Ewigkeit. Großes Wort? Ja, was wir auf der Bühne noch nicht wieder haben, das religiös akzentuierte Symboldrama — in diesem Film ist Ansatz und Weg. Der zynischste Zuhälter im Zuschauerraum versteht, was gemeint ist, und das Mädchen neben ihm fühlt eine Erschüttrung, die es in seinem innersten Winkel ihm entfremdet; vermag Tolstoi mehr? Gibt es eine größre Sehnsucht derer, die Kunst machen?

Soviel von der Konzeption; nun ein paar Worte über ihre Sichtbarmachung. Wahrhaft amerikanisch ist folgendes: das Tempo; die Quantität der Mittel; die Überkulminierung der Nervenreizung; die Mitteilung des Gefühls, daß wir im Zeitalter der erreichten hunderttausend Volt und der Ströme leben, die Worte bis zum Mars zu schleudern sich bereits anbieten. Und erfreuende Zugabe war, daß der Beherrscher dieser Dinge kein ungeistiges Schlächtertemperament ist, sondern ein Intellektueller mit Künstlernerven und Bildung. Er kennt seinen Herodot und die Berichte der mittelalterlichen Geschichtschreiber vom griechischen Feuer: damit stellt er euch ein Bild des belagerten Babylon hin, das grandios ist: gegen neunzig Meter hohe Türme, so breit, daß zwei Wagen darauf nebeneinanderfahren, und die nun schwarz von Verteidigern sind, rollen die Perser ebenso hohe Türme an, aufflammend im brennenden Pech, durch dessen Wolken die oben Stürmenden hinunterstürzen, den Schacht auffüllend. Keine Bühne kann diese Illusion geben, denn es ist eine naturalistische Verirrung, wenn die Bühne eine Schlacht nachahmt, ihre Mittel sind zu schwach. Dem Film ist die Illusion erlaubt dank dem unbegrenzt zur Verfügung stehenden Mittel der Bewegung. Er kann durch entschlossene Benutzung des

Mittels das Prinzip der Realität, den Sturz in die Abgründe der Zeit darstellen, also ebenfalls bis zu einer Idee vordringen; Schopenhauer hätte die Philosophie der Zeitmaschine geliefert.

Es hat darum keinen Sinn, sich gegen die Nervenaufpeitschung durch das Kino zu wenden, und mich an andre Szenen des Films erinnernd, an ein Bild, wo drei Policemen die Riesenrasiermesser über den Stricken bereithalten, die den Boden unter den Füßen des zum Hängen Verurteilten öffnen, ist es erlaubt zu sagen, daß aus der Mischung von Christus und Magdalena, Elefantensaal in Babylon, Wettrennen zwischen dem Zug, der den Gouverneur zur Hinrichtung fährt, und dem Auto, das die Retter birgt, aus der Mischung der Jahrhunderte, dem lautlosen Geschrei der Bartholomäusnacht und dem schmerzlichen Lächeln einer Mutter (es gibt, wenn man gepackt wird, keinen Kitsch mehr) sich eine Stimmung bildet, die zwar der einen Wirkung, die wir im Schauspiel suchen, der Beruhigung, rettungslos fern ist, dafür aber der andren, die auch recht hat, auch „Glück" bedeutet, der Identifikation mit der Tollheit des Geschehens, nah kommt, näher als jedes Wort.

Das Gefühl der hunderttausend Volt, das ist das halbe Glück, wenn es auch nicht das ganze ist. Die Ruhe gibt das Buch, den Wirbel das Kino, beides äußerste Pole, zwischen ihnen schwankend das Theater, das nicht sterben und nicht leben zu können scheint. Darf ich bekennen? Ich dachte an unsre Dichterstücke, von denen uns versichert wird, daß ihr Thema, die Menschlichkeit, genügen müsse. Sehr schön, aber wird sie nicht ein altbacknes Brot, die Menschlichkeit? Sie ist so selbstverständlich. In jenem Film empfand ich persönlich — mehr. Vom Tempo massierten Nerven entsprühte ein blitzhaft schnelles Zugleich

von Denkassoziationen, alles grell genug gemischt, aber darum nicht weniger Training im Assoziieren.

Es könnte scheinen, als ging einer nun mit fliegenden Fahnen zum Film über — ich wollte nur bekennen, daß mir hier die Simultanität, die wir in der neuen Kunst suchen, erregend entgegentrat.

Bruder

Mein lieber Bruder. Heute, an meinem neunzehnten Geburtstag, habe ich mich entschlossen, die Notizen, die ich mache, Dir zuzuschicken, auch wenn ich nicht falle.

Denn zum erstenmal in meinem Leben habe ich Mut gehabt — nicht den Mut des Soldaten, an den Du denken wirst, weil ich im Feld stehe, sondern den Mut, mir selbst ins Auge zu sehn.

Ich bin so mit mir beschäftigt, daß ich durch den Krieg wie durch einen Nebel wandle. Vor acht Tagen begann der gewaltige Umgehungsmarsch, durch den wir die russische Flanke überholten; Hunderte blieben am Rand im Schnee liegen, und die andren bedurften, um wach zu bleiben, der Anfeurung, der Gesänge, des Anblicks zerstörter Höfe, der Anwesenheit des Kaisers, des Hasses und der Kampfbegierde; ich ging in Reih und Glied, ohne müde zu werden, ohne meines Körpers bewußt zu werden, ganz ausgefüllt von einem unbeschreiblichen Ekel vor mir selbst.

Aber er war die Nahrung, die meine Muskeln und Nerven aufrecht erhielt, und wenn ich glaubte, nun mich ganz zerfleischt zu haben, öffneten sich am nächsten Tag neue Tiefen, in die ich hinabsteigen konnte. Denn Jahre, in denen ich namenlos feig gewesen war, wollten noch einmal durchlebt werden.

Du warst immer klug und hast mir oft Dinge auf den Kopf zugesagt, von denen ich glaubte, sie müßten Dir verborgen bleiben; und doch weißt Du noch nicht, wie schlecht ich gewesen bin.

Erinnerst Du Dich, wie Du vor vier Jahren, als ich noch auf der Schule saß und nicht vorwärts kam, die Entdeckung machtest, daß die beiden Bücherkisten, die auf dem Speicher standen, geleert waren? Du hattest gleich einen Verdacht auf mich, weil ich in der Mansarde daneben wohnte, und als Du vom Bureau heimkamst, stiegst Du hinauf und klopftest bei mir an; es dauerte eine Weile, bis ich öffnete; Du tratest an das Fenster, von dem man über die Dächer hinweg auf die Bäume im Park sah, und sagtest:

„Weil du dein Zimmer für dich haben wolltest, habe ich bei der Mutter durchgesetzt, daß sie dir diese Mansarde gab, und ich habe dir von meinem eignen Geld einen Schreibtisch gekauft. Warum nimmst du mir jetzt das, was so sehr meine einzige Freude ist, daß ich es für Abende der Zukunft, wenn ich meine eignen Möbel haben werde, sammle und verpacke, meine Bücher?"

Als Du das sagtest, war ich nah daran, zu weinen und alles zu gestehn, denn ich hatte die Bücher mit Viktor Müller zusammen fortgeschafft; aber ich traute mich ja nicht, denn er lag unter dem Bett, und es war mir, als hörte ich ihn sprechen und mir die Worte eingeben, die ich Dir sagen mußte.

Dein Gesicht wurde verächtlich, weil ich Dich nicht ein einziges Mal ansah, während ich mich verteidigte. Du nanntest mich einen Feigling, weil ich Müller untertan sei, und dann gingst Du.

Ich blickte auf das Bett und wußte, daß ich, wenn nun sein grinsendes Gesicht zum Vorschein käme, es ebenso gemein finden würde, wie Du, aber auch, daß ich diesen Gedanken verjagen und sein höhnisches Lachen mit meinem eignen verzerrten begleiten würde. Denn manchmal dachte ich zwar, ich könnte mich von ihm losreißen,

wenn ich wollte, aber ich ließ es unentschieden, ich wollte nicht.

Und dann kam es immer wieder vor, daß Du so zornig wurdest, daß Du auf mich einsprangst und mich schlugst. Ich fürchtete Deine Hand entsetzlich und duckte mich; aber je weher Du mir tatest, desto willkommner war es mir, denn nun hatte ich Grund, Dich zu hassen, und fühlte mich gerechtfertigt, und davon zehrte ich tagelang, denn nichts war für mich schrecklicher, als wenn ich mir selbst überlassen war und nichts eintrat, was mir zeigte, was andre von mir wollten.

Dann schien es mir immer, als stehe der Gang der Welt still, und aus ihrem Stillstand kroch ein Grauen hervor.

Du verlangtest, ich sollte wie die andren in der Klasse meine tägliche Pflicht tun und meinen Gang zwischen Schule und Haus hin und her machen; aber das hätte ich nur gekonnt, wenn einer mich stündlich begleitet und gezwungen hätte.

Lange merktest Du nicht, daß ich abends, wenn ich hinaufging, die Kammer wieder verließ. Aber einmal gingst Du nachts über den Meßplatz am Tor und sahst, wie ich mit Müller und seiner Freundin vor einer Schießbude stand. Am nächsten Tag war Ferienanfang, ich war nicht versetzt, Du nahmst mich aus der Schule und brachtest mich als Lehrling in ein Geschäft.

Ich ließ alles mit mir machen, aber die Nacht vor dem Eintritt war ich dem Selbstmord nah — vor Angst, allein unter fremde Menschen gehn zu müssen, die Aufgaben von mir erwarteten, denen ich nicht gewachsen zu sein glaubte. Du brachtest mich selbst zum Kontor am Bahnhof. Als ich einen Zug über die Brücke fahren sah, war ich entschlossen, mich darunterzuwerfen, wenn mich im Geschäft nur einer anschreien würde.

Denn das war meine Feigheit: ich war empfindlich wie ein Mädchen und wußte, daß ich mich nicht wehren, sondern nur zittern würde. Und da kam mir Hermann zu Hilfe. Er war schon vor einem halben Jahr als Lehrling eingetreten und ähnlich wie Müller ein Bursche, der den Gehilfen und Aufsehern gegenüber ins Gesicht hinein nachgiebig war, aber hinterher sie verhöhnte. Er gab mir einen Rippenstoß und zwinkerte mir zu.

An ihn klammerte ich mich. Er war in der Abteilung für Spirituosen und stahl manche Flasche. Zu Hause bei ihm roch es immer nach Alkohol. Daran hatte ich nun keinen Geschmack, und ich trank nie, aber ich hatte den Geruch gern, weil er sich mit dem Gedanken an meinen neuen Freund untrennbar verband.

Hermann hatte eine Mutter und eine Schwester. Du hast mir einmal eine Photographie abgenommen, auf der die beiden Frauen waren, und die alte eine aufgetakelte Äffin, die andre das verkuppelte Mädchen genannt. Hermann trieb sich nie allein in der Stadt herum, er hatte immer Mutter und Schwester mit sich, und sie bildeten eine solche Gemeinschaft, daß, wenn man nur diese Tatsache erzählt, nichts Schönres denkbar ist.

Die Alte hatte gar nichts dagegen, daß Hermann Spirituosen mitbrachte; das Geschäft spürt es nicht, sagte sie, und uns erhöht es die Gemütlichkeit; sie kochte einen Tee dazu. Sohn und Tochter hatten kein Geheimnis vor ihr, und sie keins vor ihnen; sie gab ganz offen zu, daß sie einen Liebhaber gehabt hatte. Die drei nun saßen immer zusammen, und ich war bald der vierte.

Hermanns Mutter kannte die Verhältnisse aller Leute im Viertel und trat den täglichen Klatsch mit uns breit. Sie brauchte immer etwas, was ihre Vorstellung beschäftigte, und las Leihbibliotheken aus; auch in die

Theater gingen wir oft, und was Schauspieler in ihrem Privatleben trieben, interessierte sie mehr als alles in der Welt.

Gegen mich war sie herzlich und nannte mich bald ihren zweiten Sohn. Dich und die Mutter bezeichnete sie als kalt, und wenn Du mich hier und da zwangst, einen Abend bei Euch zu sitzen und wie Ihr zu lesen, höhnte sie, ihr wärt keiner Gemeinschaft fähig.

Es kam zehn, zwanzigmal vor, daß ich zu lange bei ihnen blieb und keine Straßenbahn mehr hatte; dann schlief ich bei ihnen, und Frau Hermann verfehlte nie, am nächsten Morgen in der Frühe, wenn noch alles ruhte, aufzustehn und mir Kaffee zu kochen, bevor ich nach Hause ging.

Ihre Tochter hatte dieselben schwarzfunkelnden Augen wie sie und puderte sich wie sie. Mein ganzes Taschengeld ging darauf, Parfüms für die beiden Frauen zu kaufen.

Auch sonst war Daisy, die eigentlich Marie hieß, das Ebenbild ihrer Mutter; sie begegnete mir von vornherein ebenso freundschaftlich wie sie, und wenn wir zusammen ausgingen, war der Sohn der Kavalier der Mutter, ich der der Tochter. Zuerst nannte sie mich im Scherz ihren Bräutigam, dann wurde ich es wirklich. Daisy klimperte ein bißchen auf dem Klavier und sie tanzte gern. Beides brachte sie mir bei, und so habe ich ihr doch etwas zu verdanken.

Als wir verlobt waren, wollte ich ihr einen Ring schenken, und da ich kein Geld hatte, bestahl ich Dich. Diesmal hattest Du mich nicht im Verdacht, denn Du kamst gerade von einer Reise und fandest Dein Gepäck verschlossen, als Du die Wohnung betratst; in Wirklichkeit aber war ich dagewesen und hatte den Koffer geöffnet. Für Deine Perle kaufte ich Daisy einen Ring und eine Pelzstola. Schon vorher trug sie eine Brosche, die unsrer Mutter gehörte.

Du mußt nicht glauben, daß ich mich unglücklich fühlte. Das Gegenteil war wahr: ich beobachtete wohl und sah, daß die drei Menschen durch das Band derselben gewöhnlichen Behaglichkeit aneinander gefesselt waren, aber ich war glücklich. Ich hatte eine Heimat gefunden, wo man mich verhätschelte und mir immer recht gab, ich hatte eine Zuflucht, die es möglich machte, daß ich im Geschäft tüchtig blieb. Wir sprachen oft davon, und es war für mich eine Wollust, diesen Leuten meine Dankbarkeit solange auszumalen, bis wir alle zusammen in einen Taumel von Herzlichkeit gerieten und einander auf dem einen Sofa umfaßten und küßten.

Nach einem solchen Abend geschah es, daß ich wieder da blieb und Daisy zu mir schlüpfte. Das wiederholte sich, und ich glaubte, daß die Mutter es wußte. Daisy hatte eine kleine Stimme, mit der sie wie ein Ladenmädchen Couplets sang, die wir in den Operetten hörten. Ich verliebte mich wahnsinnig in dieses Stimmchen. Ich ging stolz und befriedigt durch die Straßen, ich hatte eine Geliebte und fand es noch schöner, daß ich mich mit ihrer Mutter eins wußte, als wenn ich sie heimlich hätte treffen müssen.

Daisy zog sich sehr auffällig an, und viele hielten sie gewiß für eine junge Kokotte. Das ärgerte mich, und war mir doch wieder angenehm zu denken. Auch ich legte großen Wert auf schöne Schlipse, und eines Tags begann Daisy meine Schläfenhaare zu brennen. Sie zog mich mit der größten Ungeniertheit hinzu, wenn sie Toilette machte, und ich war mit meiner Erinnrung immer in ihrem Zimmer.

Wir machten Pläne für die Zukunft und beschlossen, stets alle zusammenzubleiben. Ich fühlte mich so gestärkt, daß ich sogar Müller widerstand, als er den Versuch machte, mich an den Abenden abzuholen und mit seinen Mädchen

in den Nachtlokalen bekannt zu machen. Frau Hermann schritt energisch ein. Ich war wohl etwas beschämt, aber doch zufrieden damit.

Den Höhepunkt erreichte mein Wohlbehagen, als Du die Stadt verließest. Nun brauchte ich keine Rücksicht mehr zu nehmen. Beim Abschied sprachst Du von meinem Ehrgefühl und griffst mir zornig in meinen gekräuselten Haarschopf; ich lachte höhnisch hinter Dir drein. Die Mutter verlangte, ich solle Dein Zimmer beziehn, aber ich wollte oben bleiben, und seufzend gab sie nach; sie sagte, ich bekäme einen Bart, und sie könne mich nicht mehr zwingen.

Da kam der Krieg. Unser Chef mußte sofort einrücken; das nahm er als Vorwand, um die Hälfte seiner Angestellten zu entlassen; er riet uns, wir sollten uns als Freiwillige stellen. Es blieb uns gar keine Zeit, zu überlegen, daß er gemein an uns gehandelt hatte, da er uns einen Monatsgehalt vorenthielt, wir glaubten, die Welt stürze zusammen.

Hermann war begeistert und schlug mir vor, uns bei demselben Regiment zu melden. Wir gingen gleich zur Kaserne, aber als wir herauskamen, waren wir getrennt. Er stand bei einem andren Bataillon als ich, und wir sollten in ganz verschiednen Städten ausgebildet werden.

Als ich nach Hause kam, warst Du auch eingetroffen, und Du freutest Dich, daß ich so energisch gewesen war, Freiwilliger zu werden. Ich antwortete: was soll man sonst tun, wenn man aus seinem Geschäft entlassen wird, und die falsche Bescheidenheit dieser Antwort gefiel mir.

Aber dann folgte ein schlimmer Rückschlag. Hermann fuhr am nächsten Morgen in seine neue Garnison, ich wollte am Nachmittag in meine fahren. Aber nachdem ich ihn an den Zug gebracht hatte und nun wieder auf dem Platz

vor dem Bahnhof stand, überfiel mich eine solche Haltlosigkeit, daß mir die Tränen in die Augen traten.

Das Gewühl um mich herum war nicht wirklich, sondern es schien mir, als sehe ich nur tote, phantastische Bewegungen, ohne sie zu hören. In der Sonnenhitze empfand ich ein Frösteln, das Weltall war grau und kalt, und ich stand darin, hilflos, ohne Zugehörigkeit. Ich weiß nicht, ob das andre Menschen auch haben, diese Unfähigkeit, das Wirkliche anders als unwirklich zu fühlen, so oft es von mir persönlich eine Entscheidung verlangte.

Ich dachte an Daisy, aber auch zu ihr mochte ich nicht mehr. Es war ja Krieg, und kein Stein würde mehr auf dem andren bleiben. Verstehst Du, was in diesem Augenblick mit mir geschah? Ich wurde unbeschreiblich feig. Angstschweiß bedeckte mich, wenn ich an Marschieren, Schießen, glühende Tageshitze und dunkle Nächte dachte. Am Abend ging ein Platzregen nieder, und alle Menschen beklagten die armen Soldaten — sie begannen bei dieser ersten Unbill der Wittrung zu ahnen, was es hieß, im Feld stehn.

Ich trieb mich am Wasser herum und fühlte mich wie ein Verbrecher, der nichts mit dem gemeinsam hat, was alle andren bewegt. Scheu schlich ich mich an den Polizisten vorüber, als sei ich schon fahnenflüchtig. In einer Kneipe trank ich mir Mut an, und als ich dann in meinem Zimmer stand und über den Dächern die Kronen des Parks starren sah, war ich trotzig geworden und entschlossen, so spät wie möglich in den Krieg zu ziehn. Er ging mich nichts an, ich war nicht schuld an ihm.

Als ich aufwachte, standst Du an meinem Bett. Du brauchtest nicht erst zu sagen, daß es Mittag war, ich sah es am Stand der Sonne. Du glaubtest, ich käme vor ein Kriegsgericht, weil ich die Stellung versäumt hatte, ich

wußte es besser, aber ich sagte nichts. Verstockt zog ich mich an und wollte das Haus verlassen.

Da hieltest Du mich fest und setztest Dich mit mir in eine Kutsche. So fuhren wir an den Bahnhof, und der Zufall wollte, daß gerade ein Zug nach meiner Garnison ging. Fünf Minuten später saß ich unter blumengeschmückten Soldaten und fuhr zur Festung hinaus, ohne Gepäck, ohne alles. Ein Ausgestoßner, dachte ich, wie ein Tier auf die Schlachtbank gezerrt.

Ich wünschte, daß ich noch mit Dir im Wagen gesessen wäre: ich hätte Dich in die Hand gebissen.

Die Soldaten sangen und riefen mir zu: ich stand auf und trat an ein Fenster im Gang. Ein rasendes Verlangen überfiel mich, Vergeltung zu üben, etwas zu tun, was mich und andre in den Untergang gezogen hätte. Die Notbremse ziehn, den Zug anhalten, aussteigen; in die Stadt zurücklaufen, Daisy aufsuchen und dann sie und mich töten. Oder ich versenkte mich brennend in die Vorstellung, daß die Franzosen gleich in den ersten Tagen siegten, das ganze Land überschwemmten und uns alle entwaffneten.

Auf jeder Station hielt der Zug. Ich hatte nichts gegessen, und es wurde mir in der Mittagsglut schwach. Ich machte es wie die andren und ließ mir auf den Bahnhöfen Brot und Kaffee geben. Dann schlief ich ein, und als ich wieder erwachte, war kein Widerstand mehr in mir. Ich dachte voll Angst, daß ich bald aussteigen und mich durchfragen mußte, aber dann ging alles von selber. Ich wurde hin und her geschickt, von Posten zu Unteroffizieren, und zuletzt lag ich in einer Baracke, mit dem bestimmten Befehl, am nächsten Morgen zur Untersuchung anzutreten.

Ich wurde für tauglich befunden, aber dann hieß es, das Bataillon habe seine Listen vorläufig geschlossen. Ich fand mich in einer engen, mittelalterlichen Gasse wieder,

die zu einer Kirche hinaufführte, und wußte nicht, was ich tun sollte. Da kam ich an einer Zeitung vorbei, sie hatte ihre vier Seiten an zwei grünen Fensterladen angeschlagen. Die Eskadron eines Reiterregiments teilte mit, daß sie Freiwillige annahm, und sie schien hier zu liegen.

Als ich die Kirche oben erreichte, sah ich auf den großen Strom und die Festungswerke hinab und dachte, wie seltsam es sei, daß ich hier stand und noch immer nicht wußte, wie ich Soldat werden konnte. Ich hatte mir die militärische Organisation ganz anders gedacht, ein Regiment nahm an, das andre nicht. Niemand hätte mich gehindert, wenn ich wieder nach Hause gefahren wäre, ich sah den Bahnhof deutlich zu Füßen des Bergs liegen. Ein Wachtmeister bog sporenklirrend um den Chor und stieß beinahe mit mir zusammen; ich griff an den Hut und fragte ihn, wo das Bureau der Eskadron sei.

Er musterte mich, als sei ich ein Spion, bis ich erklärte, ich wollte mich freiwillig stellen. Da nahm er mich mit und unterhielt mich auf eine merkwürdige Art von einer Kaisergeburtstagsrede, die er einmal angehört hatte: der Hügel, auf dem wir ständen, sei schon in alten Zeiten, als Hagen und die Nibelungen lebten, ein Wächter am Rhein gewesen.

Er wurde mein Vorgesetzter, und ich hatte es gut bei ihm. Wir kamen nicht in eine Kaserne, sondern wurden in ein Dorf verlegt und in den Bauernhäusern einquartiert.

Unser Unteroffizier war unmenschlich grob, und ich überlegte oft, ob ich den Kolben umkehren und ihm in die Nase hineinstoßen sollte. Einmal ließ er mich hundert Kniebeugen hintereinander machen, vor Schmerz weinte ich und blieb stehn. Er schrie mich an, aber ich rührte mich nicht.

Durch das Geschrei wurde der Wachtmeister herbeigelockt; der Unteroffizier meldete, daß ich den Gehorsam verweigert hatte. Der Wachtmeister sagte ruhig: „Es sind junge Menschen, und wir wollen in diesen Tagen ein Auge zudrücken."

Da flog ihm mein Herz entgegen, und im gleichen Augenblick mußte ich denken: es ist zum erstenmal in deinem Leben. Das machte mich seltsam glücklich, und es war ein geheimer Stolz darin, den ich nicht verstand.

Alle Roheiten des Unteroffiziers konnten mir nichts mehr anhaben, und als ich nach ein paar Wochen zum erstenmal nächtliche Wache im Freien hielt, fühlte ich nicht mehr die Angst, die mich immer überfiel, wenn ich fern von andren war. Ich lauerte darauf, und sie war auch noch in mir, aber ganz tief und ganz unten, als sei sie zugedeckt worden.

Es war freilich auch eine wunderschöne Herbstnacht, in der Sternschnuppen wie Funken von einer Welt zur andern übersprangen, und auf der Höhe des Gebirges, das sich dunkel im Osten erhob, stand ein Scheinwerfer und drehte seine weißen Flügel wie eine Windmühle des Märchens.

Im Dorf bellte ein Hund, und es war mir, als sei es Karo, der den Hof bewachte, in dem ich wohnte. Meine Wirtsleute waren gute Menschen, sie überschütteten mich mit allem, was der Herbst hervorbrachte, und hatten nur einen Ehrgeiz, mir von meiner blassen Magerkeit zu helfen. Sie wußten nicht, daß ich scheu war, für sie war ich ein Soldat, und da sie mir diese Meinung entgegenbrachten, nahm ich unwillkürlich die Haltung an, die ihr entsprach. Sobald ich mich dem Hof näherte, bekam ich einen selbstbewußten Gang und wiegte mich im Klirren der Sporen.

Ich will mich photographieren lassen, fuhr es mir durch den Kopf, und ich malte mir nun aus, wie wirksam ich auf dem Halbblut aussehn würde, die Lanze eingestemmt, der Kiefer im Sturmband.

Das Bild habe ich Dir geschickt; ich schrieb Dir aber auch einen Brief dazu. Darin sagte ich, daß es mir nun, wo ich ein Mann war, unbegreiflich sei, wie knabenhaft ich mich benommen hatte; ich fühle mich glücklich in meiner Pflicht und sei ein andrer geworden. Ich war sehr enttäuscht, daß Du mir darauf nicht antwortetest und über meinen guten Willen hinweggingst.

Anfangs hieß es, wir kämen schon nach sechs Wochen zur Front. Aber dann waren keine Pferde da. Ein paar Wochen später wurde der Tag bestimmt, an dem wir fahren sollten, aber in der letzten Minute blieben wir wieder. So wurde es Februar, bis wir nach dem Osten aufbrachen.

Der Abschied fiel mir schwer, denn alles, jede Stunde des Tags war geregelt gewesen. Je weiter wir fuhren, desto wilder wurde mein Heimweh nach dieser Zeit. Die andren vertrieben sich die Fahrt, so gut es ging, ich blieb auf dem Stroh in meiner Ecke liegen und schloß die Augen.

Schon am ersten Tag ritt ich mit fünf andren auf Patrouille.

Schneebedeckte Äcker wurden in der Ferne von Wald umsäumt, ein elender Backsteinverschlag war eine Eisenbahnstation, deren Namen ich nicht lesen konnte. Ich wußte nicht, worin unsre Aufgabe bestand. Nach ein paar Stunden trennten wir uns, ich blieb mit einem Gefreiten allein, er hatte die Karte und den Feldstecher, in mir wühlte nur der Hunger. Plötzlich fiel ein Schuß, mein Gefährte

stürzte, durch die Stirn getroffen, vom Pferd. Ich warf mich herum und raste durch das Gehölz.

Nach einer halben Stunde sah ich eine Lichtung. Um zu rekognoszieren, band ich mein Pferd an einen Baum und schlich mich, die Waffe in der Hand, näher.

Auf dem Schnee lag ein Toter, mein Kamerad — ich war im Kreis geritten. Was die Russen abgehalten hatte, ihn zu plündern, wußte ich nicht. Ich nahm seine Sachen und die Zeichnung, die er gemacht hatte, an mich, holte mein Pferd und ritt den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Die Spuren waren schon von neuem Schnee halb verweht, aber noch sichtbar. Es wurde Nacht, ich hielt mich am Rand des Walds. Als ich eine Ecke erreichte, sah ich fremde Reiter auf kleinen Pferden; es waren wohl Kosaken. Ich riß das Tier zurück und machte einen Bogen durch den Wald. Etwa nach einer Stunde erhielt ich Feuer, und diesmal wurde ich verfolgt.

Das Unterholz wurde so dicht, daß ich nicht mehr weiter konnte. Ich lauschte, kein andrer Laut war zu hören als der des Schnees, der dumpf von den Bäumen fiel.

Ich brach eine kleine Bahn, bis die Äste mich hinreichend schützten, dann drängte ich mich an das zitternde Tier, um seiner Wärme teilhaftig zu werden. Ich begann zu denken, aber es war die Müdigkeit, die in mir dachte. Als Kind hatte ich ein Bild aus dem russischen Feldzug von 1812 gesehn. Ein deutscher Grenadier lag sterbend im Schnee, und die Vision der Heimat stieg vor seinen Augen auf.

Auch ich war im russischen Schnee begraben, aber niemand zu Hause würde um mich trauern. Die Mutter würde wohl lange weinen, aber dann würdest Du sie trösten und die grausamen Worte sprechen: es ist so vielleicht besser, er war nur ein schwacher Junge.

Ich haßte Dich namenlos dafür und suchte in Gedanken jemand, dem ich Deine Hartherzigkeit berichten konnte. Aber wer war da? Niemand. Daisy? Sie war eine kleine Hure oder wurde es. Der Bruder? Ekel würgte mich, wenn ich an ihn dachte.

Wie herrisch die Bilder sich aufdrängten, wie deutlich ich immer wieder Deine Worte hörte.

Wenn jemand stirbt, stellt es sich heraus, was man von ihm gehalten hat, und ich wußte, daß Du so von mir dachtest. Es fiel mir ein, wie Du von Menschen gesprochen hattest, wie rücksichtslos Du sie beurteiltest, wenn sie unehrlich gegen sich selbst waren. Und doch warst Du mild und menschlich — menschlich, dieses Wort hattest Du oft gebraucht, und ich hatte wohl gefühlt, daß Du darunter etwas Bestimmtes verstandest.

Und nun grübelte ich darüber nach, was es gewesen sein mochte, und versenkte mich in diese eine Vorstellung wie in eine unendliche Tiefe.

Plötzlich fuhr mir etwas Heißes rauh übers Gesicht, die Zunge meines Pferds.

Ich fuhr auf, es warnte mich, nicht im Schnee zu träumen. Es bangte um sein Leben. Warum sollte es nicht sterben, da ich es auch mußte? Ja, warum nicht sterben? Er war ja nicht schwer, dieser Tod in der Winternacht. Und der alte brennende, süße Trotz wollte mir die Hand reichen: einzuschlafen und nie gefunden zu werden, Euch weh zu tun durch diese letzte Mißachtung.

Da erhielt ich die zweite Mahnung durch das Tier, es stieß mich mit seinem Kopf an und legte ihn dann an meinen eignen, als sei ich ein Geschöpf seinesgleichen und es wolle ihm ins Ohr flüstern.

Hundertmal hatte ich die Pferde so die Berührung miteinander suchen sehn und es immer schön gefunden,

menschlich und rührend. Und was ich mir schon versagt hatte, das Mitleid, gab ich jetzt dem Tier; ich mußte es, es brach über mich herein: ich will dich retten, dachte ich, und plötzlich hatte ich meine Arme um seinen Kopf gelegt und küßte es.

Es war schwer, die Mattigkeit von mir zu werfen, aber dann nahm ich es am Zügel und zog es mit mir. Ich weiß nicht mehr, wie lang ich brauchte, um bis zum Rand zu kommen. Ich stieg auf und ritt ohne Vorsicht über die Äcker. Ein Flämmchen zuckte auf, eine Kugel fuhr mir am Ohr vorüber — noch eine, nun sah ich die Posten. Ich beugte mich nieder, ritt auf sie zu, und dann in einer scharfen Wendung um sie herum.

Wir waren gerettet, aber ich kam doch allein zurück, das Pferd brach sich den Fuß, als es in einen Graben trat, und ich mußte es töten. Noch lang marschierte ich über Felder, bis ich auf unsre Vorposten stieß. Ich wurde gelobt, und es tat wohl.

Dann kam der Befehl, uns in Bewegung zu setzen. Hindenburg hatte einen Schlag vor, hieß es. Ich besaß kein Pferd, und es war kein Ersatz zur Stelle. So wurde ich Infanterist und marschierte Tag und Nacht, am Kaiser vorüber und dann hinaus in die weiße Unendlichkeit.

Ich wollte mit einem Kameraden meine Schokolade teilen und fand sie nicht gleich. Ich griff in die innre Tasche, und da fand ich den Brief, den ich Dir mit der Photographie geschickt zu haben glaubte. Ich las ihn im Gehn, und nun begann ich mich selbst zu sehn.

Was für andre selbstverständlich ist, daß man das, was einem begegnet, willig auf sich nimmt und ihm Einfluß einräumt, schien mir als das größte Wunder, und es stieg eine Ahnung in mir auf, wie das ist, wenn mit den Jahren die Erlebnisse kommen.

Warum hatte es bei mir so lang gedauert, warum war es jetzt eingetroffen?

Wie eitel war ich noch in jener Herbstnacht gewesen, als ich nichts Bessres zu denken wußte als: ich will mich photographieren lassen. Und wie rätselhaft es war, daß ich in der Schneenacht, als ich wirklich grenzenlos einsam war, nicht mehr wie früher der Angst und dem Überdruß erlag. Wie ich um mein Pferd trauerte, diesen Kamerad, der mir im ersten Augenblick der neuen Liebe schon wieder entrissen worden war.

Würde ich wieder schwach und feig werden, wenn ich zurückkehrte? Schreibe mir darüber, denn ich weiß nichts von mir. Nun liegen wir wieder im Unterstand und es geht mir nicht gut. Gestern feierten sie Fastnacht mit allerlei Verkleidung und Lärmen; ich sollte mich in einen hungernden Polacken verwandeln und weigerte mich — ich verstehe mich nicht mit meinen Kameraden, und sie verstehn nichts von dem, was mich beschäftigt.

Kaiserin Irene

Acht Tage lang bekämpfte die Kaiserin das Fieber, acht Tage lang steigerte sie den Einsatz des Willens, Krankheit durfte nicht triumphieren, denn es stand bevor: die Krönung. Unerhörtes wagend, war sie entschlossen, den Titel Kaiser anzunehmen, den männlichen Titel, der allein rein voll strahlend war: Irene, Kaiser und Selbstbeherrscher Ostroms.

Statt Konstantin, dem Sohn, die Herrschaft auszuliefern, nachdem sie zwanzig Jahre die Regentschaft für ihn geführt, wollte sie ihrer eignen Endgültigkeit geben. Da griff das Übel nach ihr, im Augenblick letzter Anstrengung, letzten Widerstands; selbst Staurakios, erster Minister, gefügiges Werkzeug ihrer Hand, weigerte sich, dem Flug solchen Ehrgeizes zu folgen.

Irgendwo in Byzanz nistete immer die Pest und war Gefahr für geschwächten Körper. Irene blieb. Aber am achten Tag ließ sie sich einen Spiegel geben, sah, daß die Ringe um die Augen schwarz geworden waren, gab nach. So konnte sie sich nicht krönen lassen, Volk durfte nicht daran erinnert werden, daß sie, die Frau, mit fünfzig Jahren an der Schwelle des Alters stand. Sie begab sich nach einer der kaiserlichen Villen auf der bithynischen Hochebne.

Sie verließ Konstantinopel zum erstenmal, seitdem sie Kaiserin war; der Besitz der Hauptstadt sicherte den Thron. Alle Maßregeln waren getroffen, drei Viertel der Garden ins Innre verlegt, damit sie nicht gemeinsame Sache mit den Anhängern des Sohns machten, ein Viertel unter den Befehl des wilden, gleichwohl zuverlässigen Bulgaren Michael Lachanow gestellt, um Konstantin in Schach zu halten.

Alle Maßregeln waren getroffen, und doch hatte sie nicht Ruhe. Wie einfach war es für einen entschlossnen Mann, die Herrschaft an sich zu reißen. Es war nicht nötig, das ganze Reich, das sich von Serben bis Arabien erstreckte, zu erobern, es war nicht einmal nötig, die Hauptstadt zu gewinnen; es genügte, den Palast zu besitzen, Haus unter Häusern, Bezirk, den man in einer Viertelstunde umgehn konnte.

Während sie die Ruhe des Betts genoß, sann sie über diesen Zusammenhang nach. Wie kurzsichtig, feig, unklar die

Menschen waren, die ihn nicht ebenso deutlich durchschauten. Was waren Reich, Krone, Macht? Die Beute dessen, der berechnen konnte. Selbstbewußtsein durchströmte sie, und Befriedigung; sie, sie hatte begriffen und ergriffen. Was war das Leben? Freie Bahn für den, der voranzustürmen entschlossen war.

Sie erinnerte sich der Ehrgeizigen und der Abenteurer, die ihr gefährlich gewesen waren, und der Aufstände, die sie erstickt hatte; einige waren erdrosselt, einige nur geblendet worden. Im Gedanken an diese Opfer ergriff sie eine Art Milde. Was hatten sie anders getan, als jenen Versuch gemacht, der nah lag? Seit alters, seit den Zeiten, wo die Kaiser noch in Rom gesessen hatten, war der Thron dem zugefallen, der nach ihm griff.

Sie erschrak. Gefährlichen Überlegungen gab sie Raum. Selbstherrscher hatte kein Verständnis für Aufrührer. Umsonst, der Gedanke kehrte wieder. Sie sah, daß er Ergebnis der Untätigkeit war, aber es befriedigte, unheilig von ihrer Stellung zu denken. Als sie zum erstenmal deutlich Verachtung für sie empfand, griff sie wiederum zum Spiegel, einzigem Warner für den, der unter Menschen keinen Genossen hat. Linie der Verachtung war da, doch in Verbindung mit einer herrischen Entschlossenheit, die beruhigte; Milde verflog. Wohl war es jedem erlaubt, den Versuch zu wagen und nach der Krone zu greifen; um so gerechter war es, daß er die Strafe zahlte, die auf Mißlingen stand.

In der Stadt, unterhalb der Villa gelegen, hatte eine Witwe Ärgernis durch Lebenswandel erregt. Irene ließ sie kommen. Die Witwe war ein kaum erwachsnes Mädchen, das freimütig gestand, Last des Zölibats sei zu schwer für Schulter der Jungen. Seine Nasenflügel erbleichten unter den Stößen des raschen Bluts. Die Kaiserin ließ

ihren Blick kalt auf der Erregten ruhn und befahl, sie auf der Stelle mit einem Freigelassnen von niedrer Stellung zu verheiraten. Die Witwe, aus vornehmer Familie stammend, warf sich zu Füßen. Die Zeremonie wurde am Bett der Kaiserin vollzogen, sie tat wohl. Sie sagte: Lerne, daß ein Mensch nichts bedeutet. Danach ließ sie den Freigelassnen zum Patrizier ernennen und verbannte ihn mit seinem Weib in eine Präfektur der südlichen Provinzen.

Ein paar Tage vergingen. Irene erhielt Berichte des Ministers, alles ging gut in der Hauptstadt. Ihr Sohn war von Parteigängern angestachelt worden, Abwesenheit der Kaiserin zu benutzen; aber er hatte die erste Geliebte gefunden und verströmte in ihren Armen seine Kraft. Die Kaiserin dachte geringschätzig: er hat sich bereits entschieden. Sie selbst hatte nie ihrer Begierde nachgegeben, um von niemand abhängig zu sein. Aber empfundne Befriedigung war matt. Sie war einer Sorge, der drückendsten der letzten Jahre, enthoben — ihr Herz schlug nicht befreiter.

Wie, wenn der Bericht das Gegenteil gemeldet hätte? Gleichgültig dachte sie an die Möglichkeit, daß Krieg um ihre Entthronung toben könnte. Sie bäumte sich auf, was war mit ihr? In den wenigen Tagen war alles wesenlos geworden. War es denkbar, daß man sich selbst in zwei Personen spaltete, die sich bekämpften? Welche war die rechte, die alte, die neue?

Fieber wich, sie stand auf, setzte sich nach der Ruhe des Liegens der Wirkung des zweiten Heilmittels aus, der durchsonnten Luft von Berggärten. Ein Teil war Nonnen zur Nutznießung überlassen — keine Erregung stellte sich ein, wenn sie sich ausmalte, daß sie gezwungen werden konnte, in dem Kloster, darin sie jetzt Gast war, für immer als Verschleierte zu weilen. Auch Kaiserin in Konstanti-

nopel sein, hieß nur, Gefangne der Garden und des Pöbels sein.

Sie weinte, sie raste gegen sich selbst; nichts half. Sie wollte diese verächtliche Ruhe nicht; die Ruhe war stärker und bot sich an. Sie reiste gebrochen zurück, überzeugt, unter das Gesetz des Alters getreten zu sein. Als das Schiff, über das Marmarameer tragendes, Byzanz nahte, und mit Kuppeln und Zypressen, in Weiß und Gold, die Städte dieser Stadt aus Fluten Hügel hinaufwuchsen, vollzog ihre Hand die zäsarenhafte Geste aller Herrscher vor ihr, schloß sich besitzergreifend um die Brüstung; aber sie war Lüge, wie ihre verschlossne Miene Lüge war; bitterste Minute ihres Lebens.

Niemand ahnte ihr Geheimnis, alle beugten sich; über den gesenkten Köpfen, den zu Boden gerichteten Augen trug sie mühlos die Maske der Erhabenheit, weil niemand die Sekunden der Erschlaffung erspähte. Bei Staurakios vermied sie, die Frage der Kaiserkrönung anzuschneiden, dem Minister war es lieb, sie ruhn zu lassen. Er hielt eine andre Aufgabe bereit; es galt, Konstantin zu verheiraten.

Von alters her war Gebrauch, daß Sendboten des Hofs das Reich durchreisten und aus den vornehmsten Familien ein halbes oder auch ganzes Dutzend Mädchen wählten, damit der Prinz nach seinem Geschmack eine zur Gattin bestimmte. Konstantin zeigte kein Verlangen, sich zu binden; er hatte seiner Geliebten ein Haus am Bosporus eingerichtet, jeden Abend führte ein Schiff Patriziersöhne und Tänzerinnen hinaus. Aber er konnte sich der Anfordrung des Stands nicht entziehn, und als acht junge Mädchen am Hof eingetroffen waren, ward Stunde der Brautschau festgesetzt.

Da begab es sich, am Tag zuvor, daß unvermutet eine Gesandtschaft des großen Frankenkönigs Karl eintraf und

als neunte Braut seiner Tochter eine brachte. Es hatte einen Augenblick gegeben, wo Heirat Irenes mit Karl selbst erwogen ward; Ostrom, Italien und der Westen ganz wären vereinigt worden. Der Plan war zu groß gewesen, um nicht auf Hindernisse zu stoßen, aber die beiden Staatshäupter hatten verabredet, Konstantin mit einer Tochter Karls zu verheiraten. Ein gelehrter Eunuch war nach Aachen gereist, um die junge Rottraut in griechischer Sprache zu unterrichten. Zehn Jahre waren vergangen; Irene hatte über ihren eignen Plänen die Verabredung vergessen, Karl in den nebelhaften Fernen des Nordens gekämpft. Nun schickte er sein Kind und ihren Lehrer, ein Bote der Vorbereitung war nicht über Avarenland hinausgekommen.

Irene konnte dem mächtigen Mann nicht den Schimpf antun, ihm seine Tochter zurückzuschicken; sie eröffnete Konstantin, daß seine Frau gefunden sei. Er wollte nicht auf den Reiz verzichten, acht auserlesne, lebende Geschöpfe zu besichtigen, entflammte in der Vorstellung. Die fränkische Prinzessin wurde ihm vorgeführt; er fand, rotblond und weißhäutig sei sie, nicht häßlich, aber er vermißte in ihrem Auge das Feuer, in ihren Bewegungen die Lockung, die erregte.

Er verschloß sich vor ihr, und als er sie geheiratet hatte, ließ er sich angelegen sein, ihr durch Fortsetzung seines alten Lebens weh zu tun. Das fränkische Mädchen, dem er höhnend vorwarf, er könne einer Frau nicht näher kommen, deren Name unaussprechlich sei, Rottraut verweinte ihre Tage. Sie warb demütig innig um den, der sie allein vor dem zehrenden Heimweh hätte bewahren können. Die Kaiserin war mild zu ihr, so oft sie sie sah, aber die Stürme in ihr machten sie nicht bereitwilliger, an andre zu denken. Der unerhörte Entschluß der Patrizierin Theoctista beschäftigte sie.

Diese, die einst ihre Hofdame gewesen war, dann einen hohen Beamten der Kanzlei geheiratet hatte, konnte am ehsten als ihre Vertraute gelten, es bestand gewisse Verwandtschaft des Charakters. Beide waren von einer entschlossnen Art, die nicht geduldet hätte, daß ein andrer die Zügel ihres Lebens in die Hand nahm. Theoctista war unbeschränkte Herrscherin in ihrem kleinen Reich, der Gatte war es zufrieden, die Ehe glücklich. Die Kinder hingen der Mutter an, sie lenkte sie mit Strenge und Gerechtigkeit. Irene hatte, als sie Kaiserinregentin geworden war, in der Frage, die wie keine andre das Reich bewegte, ob dem Volk Abbildung der Heiligen und Anbetung der Bilder erlaubt oder zu verbieten sei, einen völligen Wechsel vorgenommen; ihr Gatte hatte den Bilderdienst untersagt, sie ihn eingeführt. Theoctista war ihre glühendste Anhängerin geworden, nachdem sie ihren Bruder, Mönch Plato, unter ständiger Lebensgefahr inmitten fanatischer Bilderfeinde erzogen hatte.

Ihre Energie und Kühle des Gefühls schienen sich mit Frömmigkeit zu widerspruchloser Einheit verbunden zu haben. Nachdem sie sechs Kinder geboren hatte, war sie mit dem Gatten übereingekommen, schwesterlich neben ihm zu leben. Sie war jähzornig und mißhandelte bisweilen einen Dienstboten, doch dann kniete sie vor ihm nieder, bat ihn im Kreise aller andren um Verzeihung, zuchtvolle Demut.

Diese Frau nun gab bald nach der Rückkehr Irenes den Entschluß kund, den Schleier zu nehmen; aber was die Öffentlichkeit stärker erregte, war, daß sie Verwandte und die Kinder alle überredet hatte, dem Beispiel zu folgen.

Religion war Leidenschaft des Volks wie Spiel; es umlagerte den Palast Theoctistas, Stätte, wo ein prunkvoller Haushalt aufgelöst, das Band einer Familie zer-

schnitten, ein ergrauender Mann nicht nur seiner Gefährtin, sondern auch der Söhne, Freude des Alters, beraubt wurde. Sein Haus stand zum Verkauf aus, und er blieb mit dem Rest eines Vermögens zurück, dessen größrer Teil zur Gründung zweier Klöster bestimmt war, in die sich seine Angehörigen, nach den Geschlechtern getrennt, zurückziehn würden. Das Volk billigte Mitleid zu, um desto hingerissner Theoctista bewundern zu können, die Priester predigten von ihr, und es meldeten sich viele, die am gleichen Tag Tonsur oder Schleier in Sankt Sophia empfangen wollten.

Irene war hundertmal im Begriff gewesen, Theoctista zu sich zu rufen, Aussprache zu erzwingen. Entschluß dieser Frau, die gleichen Alters mit ihr war, traf sie ins Herz; was war er, Flucht, Zusammenbruch, geheimnisvolle Übereinstimmung mit ihrem eignen Geschick? Sie wartete, daß Theoctista aus freiem Antrieb Aufklärung gab; auch wenn man zu Gott ging, gehörte sich Bitte an die Kaiserin. Theoctista kam nicht. Irene suchte sie zu vergessen, aber am Tag der Zeremonie begab sie sich in die Loge, die einst Theodora unter dem Dach der Kirche eingerichtet hatte. Höhe war so groß, daß die Menschen unten Figuren glichen, doch klangen von ihnen geflüsterte Worte gleichwohl deutlich. Die vier Mädchen standen um die Mutter; die beiden Söhne, getrennt von ihr, verloren, so allein. Als der Schleier über Theoctista gefallen war, drängte sich der jüngste, zehnjähriger Knabe, vor, hing sich jammernd an die Mutter, bat, bei ihr im Frauenkloster bleiben zu dürfen.

Das Volk schluchzte, Theoctista wies ihn zu seinem Bruder zurück. Sie war nicht mehr von dieser Welt, ihre Stimme kam aus dem Schleier wie aus den Fernen der Ewigkeit. Da begriff Irene, daß Theoctista Stärke gegeben war, sie sandte nach ihr, mit ihr zu reden.

Der Patriarch selbst geleitete die Nonne zur Chorwand, in der nie gebrauchte Wendeltreppen zum Gewölbe hinaufführten. „Die Kaiserin" flüsterte es unten, „die Kaiserin!" hallte es oben an Irenes Ohr. Als Theoctista eintrat, schritt sie auf sie zu, schlug ihr den Schleier über den Kopf, bevor sie zurückweichen konnte, und sagte stürmisch:

„Die Wahrheit, Theoctista, sag mir die Wahrheit; was hat dich getrieben?"

„Gott."

„Sprich nicht von Gott, sprich von dir; was hast du erlebt, daß du von allem Abschied nimmst?"

„Gott."

Irene ergriff ihre Hände:

„Als du Gott gefunden hattest, wurdest du stark. Aber vorher? Ist die Welt in dir zusammengestürzt? Warst du müde geworden, fühltest du deine Kraft erlahmen, zweifeltest du an dir? War es das Alter?"

„Es war Gott."

Die Kaiserin trat mutlos zurück. Noch einmal spähte sie in unbewegtestes Gesicht, das sein Geheimnis nicht verriet, dann gab sie ihr das Zeichen zu gehn. Unten schwoll Gesang an, dröhnte donnernd zurück, sie warf sich vor dem Betstuhl nieder und dachte mit geschlossnen Augen.

Sie konnte nicht vergessen, wie Theoctista den Knaben zurückgewiesen hatte. Was auch in ihr vorgegangen sein mochte, bevor sie den Schleier nahm, sie war so stark geworden, wie sie, Irene, selbst einstmals gewesen war, sie war stärker geworden.

So machte es stark, sich in die Gewalt eines Herrn auszuliefern und Diener zu sein? Ja, es verlieh größre Macht, als sein eigner Herr zu sein. Es verlieh Unbesiegbarkeit. Was war sie selbst noch für Theoctista? Kaiserin? Nein, ein Mensch, gleichgültiger, der zurückblieb. Welche Kraft

war nötig, um sich so restlos zu ergeben und neu aus einem andren Willen zurückzuempfangen?

Sie fühlte Lockung, die herantrat. Sollte sie gleich den Weibern, die der Rührung nicht widerstehn konnten, Theoctista in ihr Kloster folgen? Ja, wenn sie das Beispiel gegeben, wenn sie vor atemlosen Menschen den ungeheuren Schritt von Thron in Zelle gefunden hätte — Neid ergriff sie auf die Frau, die ihr zuvorgekommen war, auf den Ausweg, der ihr entgangen war, durch eine Handlung voll Größe ihre Ohnmacht zu verdecken. Wer seine Kraft verlor, sollte sterben, ohne die Menschen in sich blicken zu lassen. Aber ihr nun blieb nichts übrig, als weiter Maske zu tragen.

Sie versuchte, Gott um Gnade zu bitten, daß er ihr die ungehemmte Energie wiedergab; aber sie scheute zurück, unreinen Herzens bewußt.

Als sie in den Palast zurückkehrte, mußte sie die Galerie durchschreiten, von der man in den innren Garten schaute. Er enthielt ein Wasserbecken, Goldfische schwammen über Mosaikgrund, davor stand Michael Lachanos, erbetne Audienz erwartend. Seltsamer Mann, der kraft des Heers, das er befehligte, die Macht erst schuf, die sie auszuüben schien, und nie darauf verfallen war, Nutzen für sich daraus zu ziehn. Er wußte nicht, wie oft Versuchung an sie getreten war, ihn rechtzeitig aus dem Weg zu räumen, wie oft seine Neider ihr ins Ohr flüsterten, Staatsklugkeit über Dankbarkeit zu stellen. Das einzige, was er forderte, war Glaubensfreiheit für sich, er hing den Bildergegnern an, die sichtbaren Heiligen waren ihm Greuel von Mönchen benutzt, um die Phantasie der Frauen zu beherrschen. Nie hatte er sich dazu verstanden, vor der Kaiserin zu knien, auch jetzt nicht, als sie auf ihn zutrat. Er strich seinen bulgarischen Lagerbart, während er mit ihr sprach.

Er höhnte über Theoctista, es tat ihr im tiefsten Herzen wohl. Er sah in dem Übertritt Beweis, wohin die erregte Frömmigkeit der Bilderanbetung führte; sie horchte auf, und es war ein körperlicher Vorgang, zu fühlen, wie sich ein Korn der Feindschaft in sie senkte. Da sie Theoctista nicht folgen konnte, wandte sie sich gegen sie, was ein Leben lang Glauben gewesen war, wurde Haß. Sie maß die Mittel ab, die zur Verfügung standen. Michael in der Hauptstadt mit Machtvollkommenheit, und in acht Tagen waren alle Bilder ausgerottet, es würde ihm derbe Lust sein, widerspenstige Mönche dadurch zu strafen, daß er sie vor die Wahl stellte, Soldat zu werden oder Ehe einzugehn.

Wie voll Tücke die Frau sein konnte, wie Neid, Eifersucht und Haß sie zum Wechsel trieben. Wie viel gerader und einfacher, stärker der Mann vor ihr war, lachend in aufrechter Wildheit. Und sie, die, als sei sie Mann, nach dem Titel Kaiser hatte greifen wollen, erkannte sich mit feiger Aufrichtigkeit als Frau und fühlte als letzten ohnmächtigen Schmerz, nicht Mann zu sein.

Schon während ihres Aufenthalts in Kleinasien hatte sie erfahren, daß eines Morgens an der Mauer von Hagia Sophia eine Schmähschrift auf sie angeheftet war. Beim zweitenmal hatte sie Befehl gegeben, den Platz während der Nacht zu bewachen. Umsonst, jeden zweiten, dritten Morgen fiel der erste Sonnenstrahl auf die Verfluchung ihres Namens. Sie ließ den Stadtpräfekt wissen, daß sie ihn ans Schwarze Meer verbannen werde, aber er brauchte noch acht Tage, um den Täter zu ergreifen.

Es war ein Mönch, Einsiedler aus der syrischen Wüste, der erklärte, sein Dämon habe ihn nach der Hauptstadt getrieben, um die Kaiserin vom Bilderdienst zu bekehren oder, indem er als Märtyrer starb, das Volk zu gewinnen.

Er hieß Theodor und war weitläufig mit Theoctista verwandt.

Irene bedauerte, daß er nicht Bilderanhänger war, statt daß Theoctista ihn verleugnete, wäre sie in ihm getroffen worden. Sie ließ ihn vorführen. Sein Gesicht war tödlich bleich; die Augen kehrten, so düster sie funkelten, wie bei einem Enthaupteten das Weiß hervor; der dünne Bart erinnerte an Gestorbne, deren Haar noch einmal sprießt. Frauen, die ihn gesehn, waren ihm wie Hündinnen gefolgt, und hatten versucht, ihn den Händen der Soldaten zu entreißen.

Auch Irene konnte sich ihm nicht entziehn, seine Stimme war brüchiger Wohllaut, tiefster Baß in hallender Kirche. Was sie auch sagte, er nannte sie Teuflin. Sie stand gegen einen schwarzen Vorhang, sie rief in ihn hinein: der Henker trat heraus und hob sich blutrot ab; der Mönch wiederholte: Teuflin.

Gefährliches Leuchten entbrannte in ihrem Blick, sie war es überdrüssig, im Namen der Religion mißachtet zu werden, befahl den ersten Grad der Folter. Die Finger des Mönchs waren so fleischlos, daß die Schrauben die Knochen des obersten Glieds zu zermalmen begannen; er wurde ohnmächtig.

Grausam zu sein, befreite von Zweifeln an sich selbst: sie dankte es ihm und wünschte, er möge bereit sein, mit ihr zu sprechen. Sie fragte, während man ihn verband, was er tun würde, wenn sie es nicht ablehnte, seiner Lehre Gehör zu schenken. Verzeihn und sie leiten, antwortete er. Sie befahl, ihn als ihren Gast zu behandeln; doch er verschmähte Aufenthalt in ausgestatteten Gemächern und schüttete neben den Ställen ein Strohlager auf. Noch war sie mißtrauisch gegen diese aus der Wüste mitgebrachte Schaustellung von Einfachheit und überließ es dem Ge-

finde, ihn Heiligen zu nennen. Als er sie nach der ersten Unterredung verließ, dachte sie anders von ihm.

Sie hatten über Bilderverehrung gestritten, sie ihr Lebenswerk verteidigt, er es angegriffen. Seine Behauptung war, der Mensch dürfe wohl zwischen sich und Gott die Heiligen einschieben, da sie selbst Menschen gewesen und die Wünsche dem Höchsten weiterzugeben berufen waren, aber man dürfe den Weg zu Gott nicht durch ihre Bilder verstellen, an denen die Sinne haften blieben. Man diene Gott strenger, rückhaltloser, unirdischer, wenn man ihm seine Gedanken, nicht Farbe, Schmuck, Weihrauch darbringe. Die Heiligen seien Hilfsmittel für das Volk, entbehrlich dem, der entschlossen war, Gott mit allen Kräften zu suchen. Gott selbst abzubilden, sei Frevel.

Entschlossenheit, mit der er über alle Mittler seinem Ziel zustrebte, Unnachsichtigkeit, mit der er den kürzesten Weg suchte, weckten Verwandtschaft in ihr. Wenige fühlten so, aber daß man so fühlen konnte und daß es stark war, so zu fühlen, dem konnte sie sich nicht entziehn. Sie ließ ihn ein drittes Mal rufen.

Warum war er Eremit; was hatte ihn in die Wüste geführt; war nicht die Gemeinschaft der Menschen Gottes Wille? In seiner Antwort stürzten Jahrhunderte, von der Kirche aufgebaute. Die Kirche war Halbheit, Aussöhnung mit der Weltlichkeit, nützlicher Schacher mit irdischer Sehnsucht; es gab keine Kirche, nur Glauben. Die Kirche hatte sich mit den weltlichen Mächten verbündet, um selbst Macht zu haben. Alle Macht war krank im innersten Kern, jede Begierde führte zu Trauer, jede Lust an den Zielen des persönlichen Lebens endete in Verzweiflung; alle Ziele waren künstliche Stützen, verurteilt, morsch zu werden und zu verfaulen. Wer berufen war, entging nicht dem Tag, wo sie in ihm zusammenstürzten.

Er sah sie nicht an, während er sprach; es war gut, er hätte auf ihrem Gesicht gelesen. Sie atmete lautlos auf, er gab ihr mehr als Trost, er gab Kraft. Was sie erlebt hatte, war nicht Ohnmacht gewesen? Sie sah Tage vor sich, ausgefüllt mit Neuem, und sie erschienen ihr so geheim, daß sie auch diesem Mann nicht Anteil daran gewähren wollte.

Hundert Entscheidungen wurden von ihr, Herrin im Staat verlangt; sie gab sie, und sie waren wie ein Lehrgang in der Verachtung und harten Gleichgültigkeit, die sie damals in Bithynien empfunden hatte. Nicht mehr bedacht, zuerst darauf zu sehn, ob alle Menschen, die sich ihr nahten, dem Selbstbewußtsein der Kaiserin Genüge taten, durchschaute sie ihrer aller Feigheit, Schmeichelei und Gier. Beschämung stellte sich ein, und mehr als Beschämung, ein Mitleid mit ihnen, das sie nicht begriffen hätten, wäre es ausgesprochen worden. Oft wenn Staurakios ihr eine Entscheidung vorschlug, verteidigte sie das Gegenteil, und es zeigte sich, daß für jeden menschlichen Beschluß beliebig viele Gründe zu finden waren. Schon im ersten Schatten der Ewigkeit lauerten Ekel und Überdruß, aber sie überfielen nicht mehr wie höhnische Feinde, sie sandten eine Trauer, die Einsicht war.

Sie erfuhr, daß sich um Konstantin eine Partei junger Patrizier bildete, die ihm den Gedanken eingab, seine Krönung zum Kaiser zu verlangen. Dolchstoß in Irenes Herz, und doch nur mit schmerzlichem Lächeln empfangen. Staurakios wurde um seine Stellung besorgt und riet, den Keim zu ersticken, er war ihrer eignen Krönung nicht mehr abgeneigt: von der Apostelkirche würde sie in feierlicher Prozession zum Palast zurückkehren, auf goldnem Wagen, vier Würdenträger hielten die Zügel vier weißer Pferde,

im Purpurmantel der Kaiser warf sie Münzen unter das Volk, und das Volk rief ihr zu.

Sie sah, was er ihr vorstellte, und dachte lauschend über eine andre Frage nach: das alles, was in ihr vorging, war nur Anfang. Wenn es nicht Verwirrung bleiben sollte, verlangte es Entschluß, Bekenntnis, Ziel. Der Mönch wurde zum vierten Mal gerufen.

„Warum," fragte sie ihn, „hast du zur Schmähung gegriffen, als du unzufrieden mit mir warst? Warum hast du Haß auf mich gewünscht; lehrte nicht Christus Liebe?"

Er hatte für die Feinde seines Glaubens keine Liebe. Wie er sie selbst Teuflin genannt hatte, verwünschte er die Priester der Staatskirche. Mönchshaß gegen die Weltgeistlichen, erkannte sie. Sie schickte ihn in seine Wüste zurück und war einsamer, als sie gewesen war. Er drängte zu Gott, von seinem Sohne wußte er nichts.

Sie ahnte, was von ihr verlangt wurde: es rief sie der Gekreuzigte. Sie gedachte, wie sie es nicht über sich gebracht hatte, Theoctista Gefolge zu leisten, weil sie nicht Nachahmerin sein wollte. Wer ein Christ war, konnte nur Nachahmer sein, die Wahrheit war gefunden und wurde wieder gefunden von dem, der seinen Stolz bezwang. Was war das Schwerste? Schüler zu sein statt Herr — Demut, die den Königen vorbehalten war. Ob Bilderanhängerin oder Bilderfeindin, war gleich; der Weg zur Hingabe war für sie der in Theoctistas Kloster.

Wenn sie ihn beschreiten wollte. Noch war es nicht so weit. Es tat weh, zu denken, daß sie aus dem Palast nicht anders als die letzte der Dienerinnen, der man aufgekündigt hat, fortgehn sollte. Konstantin würde ihr Nachfolger sein; aber es wäre leichter gewesen, die Macht einem Fremden zu übergeben, als ihm, der ihr keine Dankbarkeit schenken würde, weil er die Feindin rechtmäßigen An=

spruchs in ihr sah. Sie suchte seine Gegenwart: er blieb kalt, und sie blieb es — wie jung war die neue Regung von Liebe, wie schwach der Keim von Weichheit, dünn und zart wie eine späte Pflanze.

Sie suchte auch die Nähe ihrer Schwiegertochter; Rottraut war schwanger, Konstantin darum nicht besorgter um sie. Hier war am ehsten der Mensch, der sich ihr öffnete, aber ein Blick auf das kindliche Gesicht lähmte, sie wäre nicht verstanden worden. Auch mild werden erlöste nicht von der Einsamkeit, und Gott suchen war ein Zwiegespräch, in dem man nur die eigne Stimme vernahm. Hörte Gott? Die Geschäfte des Tags traten zwischen ihn und sie; darum nahm sie neuen Aufenthalt in jener Villa.

Golden, so hell lag der Herbst auf der Hochebne, hallende Rufe erntender Gärten. Da nahte das Wunder. Zärtlichkeit eines Mädchens stieg auf, mädchenhafte Sehnsucht griff an ihr Herz. Erlösung durch Liebe zu finden und zu wissen, daß diese Liebe nicht in die Lust der unerschöpflichen Jahre, sondern in die Dunkelheit der Zelle führte, gab nur eine leise Trauer, mild wie draußen der Herbst. Briefe kamen aus Konstantinopel, sie öffnete sie nicht, um nicht zu stören, was Beginn war. Fern wurden alle Dinge des Reichs, schon wurden sie Unwirklichkeit.

Stille war um sie, Stille in ihrem Schoß, der den reifenden Entschluß barg. Heiligkeit, die sie nicht empfunden hatte, als sie ihren Sohn trug, wurde Geschenk. Aber Wehen waren nötig, um die ausgetragne Frucht abzustoßen, und sie, heftigste Erregung nach duldenden Wochen, waren es, die sie sich nicht vorstellen konnte; den Entschluß konnte sie sich noch nicht vorstellen; es war so lind, willenlos bereit zu sein. Gott mußte ihn senden, aber alles war dunkel.

Eines Tags, als sie ausgehn wollte, um das Kloster zu besuchen, trafen Hufschläge ihr Ohr und bannten auf der Treppe fest. Berittne Soldaten geleiteten eine Frauensänfte, der Hauptmann trat vor und sagte hochfahrend:

„Dein Sohn, unser Kaiser, sendet sein Weib, damit es dir Gesellschaft leiste."

Konstantin hatte Rottraut verstoßen und zum ewigen Aufenthalt ins Kloster verbannt. Befehl war dem Hauptmann gegeben, sich seiner Mutter zu versichern, bis Anweisung kam. Konstantinopel war in seinem Besitz, Staurakios faulte an einem Galgen, grausamer Schmuck vor Sankt Sophia errichtet.

Irene senkte die Augen vor dem Boten, um ihr Aufblitzen zu verhüllen, trat schweigend wie eine Gehorchende ins Haus zurück und sprengte ein paar Minuten später auf dem Pferd eines Sklavenaufsehers nach Norden, der Küste zu, die zwei Tagreisen entfernt lag.

Vorbei der Traum; die Schaumflocken, die vom Maul des Tiers fielen, waren wie Blumen ihres eignen tropfenden Hasses.

In Nicäa lag eine halbe Legion der Garden; ihr Oberst wußte nicht, was er zu tun hatte. Wohl hieß es, Michael Lachanos rücke von Adrianopel auf die Hauptstadt vor, aber war er Freund oder Feind des neuen Kaisers? „Feind!" rief Irene mit schmalen Lippen. Der Oberst schwankte, sie wandte sich an die Truppen und versprach, ihnen das Viertel der Senatoren zur Plündrung zu überlassen.

In Eilmärschen rückte sie zum Meer, wo jederzeit Schiffe für die Legion bereit lagen; sie waren verschwunden. Der Küste folgend kam sie zum Bosporus, fünfhundert Meter trennten sie von Europa. In einem Boot, von drei Mann gerudert, setzte sie über; der Hafen war durch eine

eiserne Kette gesperrt. Während sie in aussichtlosen Verhandlungen mit den Wächtern stand, erhob sich aus den Straßen drüben wie aus einem Abgrund tausendstimmiges Geschrei. „Michael", sagten die Männer, einander ansehend, und setzten ihr keinen Widerstand mehr entgegen.

Sie traf mit den ersten Truppen zusammen, die sich gegen den Palast wälzten, trat an ihre Spitze und stürmte. Ihr Name, vorher nur Feldgeschrei, wurde letzte Anfeuerung, die die Kohorten des Kaisers mutlos machte. Konstantin wurde in dem Zimmer gefunden, in dem Irene ihn geboren hatte; in ihm hielt sie Gericht, der Henker stand.

Gnade oder Tod? stürmte es auf sie ein; er oder ich. Sie blickte aus dem Fenster, dem gefesselten Sohn den Rücken kehrend. Über Dächern und Gärten lag dieselbe goldne Milde wie dort, wo sie gewesen war, um Gottes Gnade zu finden. Gott hatte sie nicht angenommen, die Macht in ihre Hände zurückgelegt, Versuchung, die sie annahm, Entscheidung, die sie nicht ausschlug. Wie, diesem Knaben weichen? Ein letztes, schluchzendes Erinnern, mädchenhaft sehnsüchtig gewesen zu sein, durchschlug sie und starb, erwürgt von dem Gebot, hart gegen sich, hart gegen alle zu sein. Vision der Vernichtung, Vision der Nichtigkeit, höhnender Trotz, daß uns Erkenntnis nicht gegeben ist — sie warf sich herum und befahl: blendet ihn.

Es geschah, auf dem Bett seiner Geburt. In die Schreie des Verletzten mischten sich die einer Frau, die zu spät kam, seines Weibs. Die Umstehenden senkten ihre Knie tief, so tief, daß sie den Boden berührten; Irene ging zwischen ihnen hinaus, es war dunkel vor ihr, als sei sie selbst geblendet worden.

Sie hatte die Ruhe, die entscheidende Handlungen verleihn. Es war viel zu ordnen und zu ändern, bis der Staat die Erschüttrung des Aufstands überwand. Dann besuchte sie den Sohn. Er wohnte in einer Villa am Goldnen Horn. Rottraut hatte ihn gepflegt, bis seine Wunden verheilt waren, dann hatte sie sich selbst gelegt, um einem Knaben das Leben zu geben.

Kaum zwei Monate waren seit der Blendung vergangen, Konstantin hatte sich abgefunden, er war fromm geworden und brachte das Leben der Heiligen in Verse. Rottraut erzählte ihm von den Märtyrern, die den heidnischen Deutschen die Lehren des Heils gebracht hatten, denselben Sachsen, mit denen ihr Vater im Krieg lag — seit ein paar Monaten war er Kaiser, in Rom vom Papst gekrönt. Der Blinde entzündete seine Phantasie an ihm; wenn er mit den Heiligen fertig war, wollte er Karls Taten in Versen besingen, aber er würde nie so weit kommen: die innre Welt war zu groß; wer sie betrat, vor dem breitete sie sich sofort in unendlicher Ausdehnung aus.

Irene hörte ihm lauschend zu. Kein Haß gegen sie, keine Auflehnung gegen die Hand, die ihn bestimmt hatte. Seltsamer Gedanke bot sich an: sie war Konstantin, sie Rottraut, sie Irene selbst. Sie hätte Konstantin oder Rottraut sein können, sie konnte auch Irene sein. Wenn dieser da vor ihr ein paar Wochen länger gewartet hätte, wäre er heute auf legitimem Weg Kaiser der jungen Lebenslust, sie fromm wie er jetzt.

Sie ließ sich an die Wiege des Kinds führen und strich ihm über die blonden fränkischen Haare: Konstantin der Siebte, ihr Nachfolger. Wieder hatte sie eine Regentschaft zu führen, diese ohne Feindschaft und Widerstand, nur weil sie zwanzig Jahre später als die erste fiel. Das Leben des Kinds würde nach menschlicher Voraussicht sanfter

als das seines Vaters sein. Sollte man den Sohn dafür beneiden, den Vater bemitleiden? Nein.

Die Lehre ihres neuen Feinds an der Südgrenze, des Arabers, fiel ihr ein; man sagte von ihm, daß er alles Geschehn als Fatum betrachte und gleich den Stoikern, die ihre athenische Heimat einst hervorgebracht hatte, Stärke daraus zog. Der tiefste Trost, den Dasein gab, war die Einsicht in seine starre Willkür. Jene Stoiker hatten Gottvater nicht gekannt, die Araber beteten zu ihrem eignen, und der der christlichen Kirche war ein andrer — war ihrer aller Gott derselbe oder war er nur ein Wort für ein Gesetz, das wohl mächtig, aber nicht gültig war? Sie wußte es nicht. Sie fühlte Demut, aber diese Demut war Entschlossenheit und Unbewegtheit ganz.

Fünfzig Jahre war sie alt, zwanzig Jahre dauerte es, bis das Kind erwachsen war. Sie sah die Jahre vor sich, gleichmäßige Verwaltung einer Macht, die sie nur darum nicht abgab, weil sich niemand als mutig oder glücklich genug erwies, um sie ihr zu entreißen. Da war Michael Lachanos; er war nach Konstantinopel marschiert, um ihr die Herrschaft zu retten, warum hatte er sie nicht selbst behalten, da das Heer ihm blind folgte? Weil er treu war? Ein Wort, um einen Grad seines Ehrgeizes zu bezeichnen. Er hätte sie ganz beseitigen oder ihre Hand verlangen können; er war blind, denn er durchschaute nicht die wahren Stärkeverhältnisse, oder er wagte es nicht.

Inhalt

*

„Bruder“ wurde aus dem vergriffnen und vom Autor zurückgezognen Band „Die Prophezeiung“ übernommen.

Werke

von

Otto Flake

Erzählendes:

Das Mädchen aus dem Osten

Schritt für Schritt
9. Auflage

Freitagskind
7. Auflage

Horns Ring
30. Auflage

Das Logbuch
24. Auflage

Die Stadt des Hirns
6. Auflage

Nein und Ja
4. Auflage

*

Dramatisches:

Abenteurerin; Im dritten Jahr

Kaiserin Irene
(Rolandverlag)

*

Philosophisches:

Das Ende der Revolution
3. Auflage

Dinge der Zeit
(Rolandverlag)

Pandämonium
(Dreimaskenverlag)

Die Idee des Moralischen
(Dreimaskenverlag)

Schritt für Schritt

Otto Flakes „Schritt für Schritt" ist der bislang einzige von sensibler Erfahrung getragene stilistisch völlig durchgeistigte und in der Charakterzeichnung dichterisch sichere erotische Roman unserer Zeit, in seiner Art ein Meisterstück.

Literarischer Ratgeber des Dürerbunds

Beständen an unseren Hochschulen Seminare für Sexualpsychologie, so böte für sie dieser Roman einen Übungsstoff besonderer Art. Indem er es versteht, sexuelle Vorgänge allerstärksten und intimsten Grades ästhetisch vollendet, fast schöpferisch im Ausdruck, wiederzugeben, wirkt er mit an der großen Aufgabe, das Sexualgebiet aus einem Tummelplatz der Roheit in eine Stätte geistiger Schulung zu verwandeln.

Neues Leben

Freitagskind

Ein elsässischer Roman, ein Spiegel, dessen Figuren man in Deutschland erst verstehn wird, wenn es zu spät ist; man hört auf die Tagespolitiker, man sollte auf die Dichter hören.

Nieuwe Rotterdamsche Courant

Das Logbuch

Der Hauptgedanke aber, der durch Flakes Bücher immer wieder hindurchleuchtet, macht sie uns gerade in der Verbindung mit diesem geistigen und kulturellen Aristokratismus erst wertvoll: daß alles geschehen und geleistet werden soll in einer tiefen selbstverständlichen Achtung vor dem Volke in seiner großen anonymen Gesamtheit, daß alle Verfeinerungen zivilisierten Lebens wertlos sind, die das Recht des schlichten namenlosen Einzelnen auf Menschentum und Aufstieg hemmen und das Menschheitsgewissen, das ja immer irgendwie lebt, mörderisch ersticken.

Börsenzeitung, Berlin

Die Stadt des Hirns

Roman

Der Wert des außergewöhnlichen Buches besteht in der Aufstellung eines neuen Typus Mensch. Vom Bohemien und Neurastheniker, wohin gestern noch die Flucht vor dem Bürger führte, hat diese Menschenrasse sich endgültig losgesagt. Das Werk eines Lebens erfordert, aus dem Erlebnis heraus Erkenntnis zu erarbeiten. Hierzu sind Stärke und Nüchternheit des Geistes gleich nötig wie die Fähigkeit sich selbst überwindender Hingabe. Bezeichnend ist das Verhältnis der Geschlechter: Parallelität selbständiger Menschen bei gegenseitiger Freiheit der Trennung sowohl wie der leidenschaftlichen Vereinigung. Berliner Tageblatt

Ein Wahrzeichen bedeutsamer Gestaltungskraft ist, daß, obschon doch die Unterhaltungen abstraktester Natur sind, nicht das Gefühl einer Erkaltung den Leser befremdet, sondern daß er sich stets menschlich angeredet fühlt. — Sinnlos, den Inhalt im einzelnen zu erzählen. Er ist sprunghaft wie die Stadt des Hirns selbst; er ist vom Wunsche nach Beseelung und Belebung diktiert; er ist eine klirrende Weckeruhr, die noch beim Wecken heißer Ungeduld voll geschüttelt wird, von einem Fiebernden, der aber ein Fester ist und ein Beherrschter. Kraft quillt aus der Notwendigkeit des Zeitbegreifens. Den Stoff an sich reißen, unterjochen; das Wort beherrschen; der Form gebieten; aber den Menschen nie leugnen, nicht bespötteln, er sei, wie er sei, sondern ihn erkennen, ihn begreifen; Demut lernen — das ist der Wille, der solcher Stadt entspringt. Dieses ist kein Buch der Gefühle, sondern des Gefühls, dem die Energie gebot. Es packt ein Jahrzehnt am Nacken und blickt ihm scharf in die Augen, bis die Milde sieht, daß auch sie Tat ist. Berliner Börsenkurier

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig